



Impressum:

TERRACOM

Das eFanzine der PROC-Community

Nr. 127 – Juni / Juli 2010

Chefredakteur: Lothar Bauer
Mondorferstr. 49, 66663 Merzig

eMail: terracom@proc.org

Copyright:

TERRACOM, das eFanzine der PROC-Community (www.proc.org), erscheint monatlich als nichtkommerzielle Publikation unter: www.terracom-online.net

Das TERRACOM darf nur in unveränderter Form weiterverbreitet werden. Das Copyright der Beiträge und Grafiken liegt bei den jeweiligen Autoren und Zeichnern.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion, der PROC-Community oder deren Vertreter wieder.
© 2009 der Gesamtausgabe by Lothar Bauer

Leserbriefe:

Bitte schickt eure Leserbriefe per **EMail an: terracom@proc.org**.
Beim Abdruck von Leserbriefen behält sich die Redaktion das Recht auf Kürzung vor.

Perry Rhodan®, Atlan® und Mausbiber Gucky® sind eingetragene Warenzeichen der Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt.

www.perry-rhodan.net

PERRY RHODAN erscheint wöchentlich seit dem 8. September 1961

Inhalt

| | | | |
|--|--|--|-----------|
| Titelbild | RED SUN | ? | 1 |
| Impressum: | | | 2 |
| Inhalt | | | 3 |
| Impressum: | | | 6 |
| Terracom-Vorwort | | Niels Hierseland | 7 |
| Artikel: | 25 Jahre auf der Buchmesse | Hermann Ritter | 8 |
| Story: | Auf Zins und Zinseszins | Paul Sanker | 10 |
| Science Fiction News: | GOLKONDA Verlag gegründet | | 19 |
| | Gründung der Gesellschaft für Fantastikforschung (GFF) | | |
| | Im Frühjahr erscheint bei Atlantis "Metamorph - 15 Grotteske Geschichten" von Matthias Oden. | | 20 |
| | ONLINE-SERIE "Tot aber feurig" Textbeitrag von Alisha Bionda | | |
| | Günther Butkus (Hg.): Rätselhaftes Bielefeld Anthologie zur Bielefeld Verschwörung | Pendragon Verlag www.pendragon.de | 21 |
| | Das Thüringen Projekt von Uwe Schimunek | | |
| | Im Sieben Verlag erschien von der Erfolgsautorin ANDREA SCHACHT folgender neuer Roman: GÖTTERFUNKELN | | 22 |
| | Der GOLEM | | |
| | DER "SIEBEN VERLAG" AUF FACEBOOK | | 23 |
| | Im März erscheint die neueste EXODUS-Ausgabe: | | |
| | „Edition Heikamp“, der von J. Heinrich Heikamp im Crago-Verlag herausgegebenen literarischen Taschenheftreihe, hat eine neue Internetpräsenz. | | 24 |
| | Phantastische Zeiten in Hannover "Der Chef ist auf Reisen" | | 25 |
| | Soeben erschienen: SPHAERONAUTEN von Timothy McNeal | | |
| | ARS LITTERAE - Band 5 erschienen | | 26 |
| | Das Jubiläum ist da, 250 Ausgaben FO. | | |
| MAGAZINE: ELFENSCHRIFT 05. März 2010 Ausgabe 25 erschienen | | | |
| KINO: SPIDER-MAN 413. Februar 2010 Kinostart bekannt und mehr | | 27 | |
| Im Sommer: Jack Ketchum bei Atlantis | | | |
| Artikel: | Heckenschützen in Las Vegas | | 28 |
| Artikel: | Von Verblendung bis zu Turils Reise Ein Kommentar zu aktuell gelesenen Büchern | Claas M. Wahlers | 38 |

| | | | |
|----------------------------|--|---|-----------|
| Wissenschafts News: | NASA: Obama hat Asteroiden und Mars im Visier | http://www.astronews.com | 42 |
| | EXTRASOLARE PLANETEN: Kleines Teleskop fotografiert drei Exoplaneten | | |
| | STERNE: Der dunkle Begleiter von Epsilon Aurigae | | 43 |
| | DLR-Webcast: Alan Bean - Der vierte Mann auf dem Mond | | |
| Story: | Schattenherz | Andrea Gunschera Illustration © Mark Freier | 44 |
| Grafik: | Exodus 26 | | 55 |
| Artikel: | Artikel: Obama lenkt NASA in neue Richtung Timo Lange berichtet vom Ende von Bushs ambitionierten Mondplänen. | | 56 |
| Artikel: | Wissenschaft: Technologien der Zukunft - Holodeck und Replikator | Andreas Dannhauer | 59 |
| Story: | Zimmermann geht | Friedhelm Rudolph | 61 |

| | | | |
|--|---|---|----|
| Grenzwissenschafts News: | Gale-Krater gibt Einblick in die wässrige Vergangenheit des Mars | http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com | 66 |
| | Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestages: "Auch deutsche Stellen untersuchen vermutlich UFOs" | | |
| | Ehemaliger Chefpilot der Lufthansa sah mehrmals UFOs | | |
| | Archäologen finden Tor ins altägyptische Totenreich | | |
| | Nachrichten aus Grenz- und Parawissenschaft, kritisch und informativ hinterfragt | | |
| | Astronom Frank Drake wünscht sich SETI-Sonde | | |
| | Forscher entschlüsseln erste Teile der geheimen Sprache der Elefanten | | |
| | Königlicher Astronom: Außerirdisches Leben möglicherweise jenseits unserer Wahrnehmungsfähigkeit | | |
| | Mysteriöse Steinkugeln von Costa Rica sollen Weltkulturerbe werden | | |
| | Marsmond Phobos: USA spekulierten einst über künstlichen Ursprung | | |
| | Sonde enthüllt deutlich mehr Eisgeysire auf Saturnmond Enceladus | | 67 |
| | Hypothese Schatten-Biosphären: Astrobiologen spekulieren über bizarre Formen des Lebens | | |
| | Biologe präsentiert neue Definition für Leben | | |
| | Nachruf: Kornkreis-Wissenschaftler John A. Burke (BLT) verstorben | | |
| | Astronomen finden organische Moleküle im Orion-Nebel | | |
| | Planetenjäger erwarten Entdeckung von Tausenden neuer Exoplaneten im kommenden Jahrzehnt | | |
| | Kontroverse unter Exorzisten: Satanischer Einfluss im Vatikan? | | |
| China: Neues Pyramiden-UFO-Video | | | |
| Lebensfreundlicher Mond um Corot-9b | | | |
| Astrofotografie: Kosmischer Draentweicht sterbendem Stern | | | |



| | | | |
|-------------------|--|--------------------------|------------|
| Rezension: | METRO 2034 | Dmitry Glukhovsky | 68 |
| | Die Sternentänzerin | Frank W. Haubold | 70 |
| | Space View 04/2009 | | 72 |
| Grafik: | | | 74 |
| Leseprobe: | Volangatu – Der Aufbruch | | 75 |
| | Volangatu – Nea auf der Promontory | | 79 |
| | Kaiserkrieger | | 82 |
| interview | Dirk van den Boom im Interview Kaiserkrieger und alternative Welten | | 90 |
| Grafik: | | | 101 |

Terracom-Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser der Terracom!

Herzlich willkommen zur Juniausgabe der Terracom!

Der Colonia Con ist vorbei, die Fußball WM steht kurz vor der Tür.

Perry Rhodan Cons fielen oft in die Nähe oder auch in den direkten Zeitraum von Fußball Weltmeister- oder Europameisterschaften.

So erinnere ich mich, dass wir 2004 auf dem Colonia Con in einem prall gefüllten Eintrittsraum rund um den Tresen standen und auf einen kleinen Fernseher starrten, um das müde 0:0 zwischen Deutschland und Litauen bei der EM zu verfolgen.

Die späteren Jahre hatten die Veranstalter gut daraus gelernt und den Con vor den großen Fußballveranstaltungen ausgetragen.

In dem Perry Rhodan Roman 2544 ist der

erste Teil des Artikels „Die Perrypedia – Kosmokraten und Chaotarchen friedlich vereint“ im Perry Rhodan Report erschienen.

Der Bericht über die Perrypedia erstreckt sich sogar über drei Reports.

Er wird also in den Romanen 2548 und 2552 fortgeführt.

Die Arbeit an dem Perry Rhodan Report hat mir viel Spaß bereitet.

Es ist immer ein kleine Ehre, wenn man so etwas machen darf und ein eigener Beitrag in der Erstauflage der Perry Rhodan Serie erscheint.

Mein Dank gilt an dieser Stelle Roman Schleifer, der mir dabei geholfen hat. Ich hoffe, ich bin der Perrypedia dabei gerecht geworden.

Aber lest den Artikel am besten selbst. Wie gesagt, die Perry Rhodan Reports 434, 435 und 436 in den Heften 2544, 2548 und 2552.

Die Situation der Terracom ist im Moment noch nicht besonders prickelnd.

Sie erscheint unregelmäßig und es hapert ganz kräftig an dem Newsbereich. Immerhin kriegen wir jetzt Verstärkung und Lothar Bauer hat einen Nachfolger gefunden, den er demnächst auch präsentieren wird.

Lothar hat ja schon vor längerer Zeit gesagt, dass er kürzer treten will und deshalb den Posten als Chefredakteur abgibt.

Ich denke, wenn wir jetzt noch 1-2 Newsredakteure finden, würde die TC wieder regelmäßig und aktueller erscheinen.

In dem Sinne viel Spaß bei dieser Ausgabe.

Euer
Nils Hirsland
1. Vorsitzender des PROC e.V.

Artikel: *25 Jahre auf der Buchmesse* von Hermann Ritter

1984 war mein erster (bewusster) Besuch auf der Buchmesse.

Thema war damals das Orwell-Jahr samt gleichnamigem Roman.

Damals hießen die allgegenwärtigen Themen Überwachungsstaat, Verlust der Individualität, der „große Bruder“, der einen überall kontrollieren kann.

Orwell und sein Werk waren überall präsent – in der Werbung, in den Medien, es war unmöglich, dem Ansturm der Science Fiction zu entkommen.

Für mich war es das erste Mal, dass die Nischenliteratur Science Fiction im „Mainstream“ (das Wort gab es damals noch nicht), also in der alltäglichen Kultur ankam.

Niemand hätte vermutet, dass so viele der technischen Phantasien in den nächsten 25 Jahren umgesetzt werden.

1984, da lag die technische Umsetzung noch weit in der Zukunft.

Wir – das heißt mein Schulfreund Michael Scheuch und ich – saßen in dem PERRY RHODAN-Programm, das im Rahmen der Buchmesse in einer eigenen Halle stattfand. Wir saßen vor der Box, Erich von Däniken sprach, es gab PERRY-Postkarten und viele,

viele Autoren zum Anfassen.

Aber es gab auch kritische Stimmen zur politischen Situation in Deutschland.

1984 waren viele Dinge, die sich in den letzten 25 Jahren bewahrheitet haben, zum Glück nur Spekulation.

Es gab noch zwei deutsche Staaten, man bekam noch ein „Geh doch nach drüben!“ an den Kopf geschleudert, wenn man in Diskussionen linke Positionen vertrat, es gab kaum Arbeitslosigkeit – und kein Internet.

Das mobile Telefon war ein Mythos, ebenso die leistungsfähigen Rechner.

2009 sind 25 Jahre vergangen, seitdem ich damals zum ersten Mal auf der Buchmesse war.

Die 25 Jahre dazwischen war ich immer auf der Buchmesse.

Meist nur einen Tag auf dem Fachbesuchertag; schon seit Jahren drücke ich mich um die Tätigkeit als menschliche Sardine am Samstag oder Sonntag auf der Buchmesse.

Wenn ich mal Bestseller-Autor bin, dann lasse ich mit mir darüber reden.

Im Moment würde ich gerne darauf

verzichten, mich tot drücken zu lassen, ohne als Abwehr vier Leibwächter dabei zu haben.

Die Buchmesse wird von Jahr zu Jahr voller. Im selben Rahmen geht das Interesse an Büchern zurück.

Ich habe noch nicht ganz verstanden, wie beide Dinge zusammenhängen; dass es einen Zusammenhang geben muss, ist mir aber klar.

Dieses Jahr ist das Gastland China.

Und gestern war nicht nur mein Besuchstag auf der Buchmesse, sondern der hessische Ministerpräsident hatte sich auch angesagt.

Es gab Taschenkontrollen im Eingangsbereich jeder Halle, Polizisten und private Sicherheitskräfte patrouillierten die Hallen.

Außerdem standen vor der Buchmesse Exil-Tibeter und Exil-Chinesen, die auf die Missachtung der Menschenrechte durch China hinwiesen – was die Veranstalter nicht störte, China trotz der ganzen Informationen über Chinas Innenpolitik trotzdem zu umwerben.

Immerhin ist es ein wichtiger



Wirtschaftsstandort, ein Partner der deutschen Wirtschaft.

Da nimmt man es schon gerne hin, wenn ein paar unwichtige Gesetze gebrochen werden ...

Ich werde sarkastisch.

Irgendwann gestern Mittag schlug ich einen geistigen Bogen von 1984 und „1984“ zu 2009.

Wir sind in dem Land angekommen, das wir immer befürchtet haben – wir werden auf den Autobahnen gescanned und überprüft, unsere Kommunikation wird gespeichert, unsere privaten Daten sind für uns unlesbar auf Krankenkassenkarten gespeichert. Die persönliche Freiheit, über die eigenen Daten zu verfügen, ist in den letzten 25 Jahren geschrumpft. Aber die Masse ärgert sich nicht, denn diese

Zukunft (die ja unser Jetzt ist) hat Plasma-Fernseher, Breitband-Internet und Mikrowellen-Essen.

Ein wenig nachdenklich hat mich das schon gemacht.

Daher diese Zeilen.

Auf Zins und Zinseszins von Paul Sanker

Perfekt.
Der Keller war groß genug, um einen ausreichend großen Verbrennungsofen darin unterzubringen.

Patrick maß mit ausladenden Schritten die Stirnseite des Raumes ab und legte dann zur Kontrolle seinen Zollstock an die Mauer. Er nickte zufrieden.

Er hatte eine gute Wahl getroffen, als er sich für die alte ehrwürdige Villa aus den 20er -Jahren entschieden hatte.

Dieser ölige Makler Santurino hatte ihn vielleicht doch nicht hereingelegt. Patrick war skeptisch gewesen, als ihm der aalglatte Chiko diesen verblüffend günstigen Preis für das Anwesen, zu dem noch ein 1000 Quadratmeter großes, verwildertes Gartengrundstück gehörte, unterbreitete.

Er hatte ihn noch kurz vor Abschluss des Vertrages nach dem Haken an der Sache gefragt.

Santurino hatte nur mit den Achseln gezuckt und mit seinem strahlend weißen Lächeln gemeint:

„Kein Haken. Im Gegenteil.“

Der letzte Besitzer hat kurze Zeit, nachdem er die Villa erworben hatte, ein riesiges Vermögen in der Lotterie gewonnen.“

Patrick sah ihn misstrauisch an.

„Na und, was ist aus ihm geworden?“
Der Makler schien kurz zu überlegen, was er unverfänglich antworten konnte.

„Nun, er hat sich auf den Bahamas ein noch viel prächtigeres Haus gekauft.“

Patrick war es letzten Endes auch egal, warum der vorige Besitzer so schnell wieder ausgezogen war.

Für seine Bedürfnisse war das Anwesen im Mainzer Stadtteil Hechtsheim wie geschaffen.

Es war groß genug, besaß einen geräumigen Keller, und die dicken festen Mauern ließen Geräusche nicht nach außen dringen.

Geräusche – oder Schreie.

Patrick malte mit einem Stück Kreide die Umrisse des Ofens auf den glatt geschliffenen Felsboden des Kellerraumes. Ja, so würde es gehen.

Das gute Stück wurde extra in einer Sonderanfertigung von einer Firma, die Verbrennungsofen für Krematorien herstellte, aus Hamburg angeliefert. Dort hatte er sich als Patrick King ausgegeben, Besitzer einer Tierarztpraxis, der hin und wieder Hunde- oder Katzenkadaver zu entsorgen hatte.

King seufzte.

Die Beseitigung von Leichen stellte eine ganz besondere Herausforderung in vielerlei Hinsicht dar.

Probleme des Umweltschutzes und der Geruchsbelästigung waren ebenso zu beachten wie Hygiene-Aspekte sowie – nicht zuletzt – die Vermeidung von ermittlungstechnisch verwertbaren Spuren.

Er konnte von sich behaupten, ein Meister seines Faches zu sein. Patrick beherrschte alle Methoden, einen Menschen endgültig von dieser Erde verschwinden zu lassen. Er hatte sie alle ausprobiert und Vor- und Nachteile abgewogen.

Vergraben?

War sehr mühsam und nicht sicher, wenn Leichenspürhunde eingesetzt wurden.



Das gleiche galt fürs Einmauern oder Einbetonieren.

Im Meer oder einem See versenken? Über kurz oder lang machte es „Plopp“, und der verwesende Kadaver trieb an die Wasseroberfläche und wurde irgendwo ans Land gespült.

Am zuverlässigsten war immer noch die Verbrennung. Allerdings musste der Ofen extrem leistungsstark sein und eine enorme Hitze erzeugen. Und am Ende blieben trotzdem immer noch Knochen übrig. Insbesondere das Felsenbein und Reste des Beckenkamms, und ...

Was war das?
King drehte sich hastig um.
Verdammt!
King hatte vergessen, Glühbirnen zu besorgen.
So drang nur schwaches, fahles Tageslicht durch das verdreckte und vergitterte Kellerfenster.

Da, schon wieder!
Jetzt war er sich ganz sicher.
Er hatte eine Art Husten oder Räuspern gehört.
Da hinten war eindeutig jemand. Katzensgleich, so wie er es in der Sondereingreiftruppe der Fremdenlegion

gelernt hatte, zog er sein Bowie-Messer aus dem Schulterhalfter, griff nach der Taschenlampe am Boden und näherte sich lautlos der Geräuschquelle.

Dann drückte er auf den Knopf der Lampe und strahlte in die Ecke, aus der die Geräusche kamen. In dem hellen Lichtstrahl erschien das Gesicht eines alten, verwahrlosten Mannes mit weißem, verfilztem Vollbart und faltiger, bläulich geädertem Gesichtshaut.

Der Schädel war fast kahl und bedeckt mit Altersflecken und dunklem Schorf. Er hielt sich abwehrend die Hand als Schutz vor dem grellen Licht vors Gesicht. Die langen Fingernägel hatten einen deutlichen Schmutzrand. Der halbgeöffnete Mund entblößte ein lückenhaftes, kariöses Gebiss.

Ein widerlicher Mundgeruch schlug Patrick entgegen, was in ihm Übelkeit hervorrief und ihn einen Schritt zurückweichen ließ.

„Was, zur Hölle, suchst du hier, du Freak?“, raunzte er dem Alten mit Abscheu und Verachtung in der Stimme entgegen.

Patrick registrierte nun auch, dass der Kerl mit alten zerrissenen Jeans, einem schmutzigen T-Shirt und einem braunen, fleckigen Lodenmantel bekleidet war. Neben ihm lag eine zerbrochene Budweiser-

Flasche. Offenbar ein Obdachloser, der sich in die Villa geschlichen hatte, um hier zu pennen.

„Ich wohne hier, wenn du es gestattest. Und jetzt mach gefälligst die Lampe aus. Oder willst du, dass ich blind werde?“ Der Alte hatte eine verblüffend feste und dunkle Stimme. Keine Spur von Angst oder Unsicherheit.

King hatte nicht die Absicht, sich lange mit diesem menschlichen Abschaum aufzuhalten. Sein Ofen war zwar noch nicht da, aber dieses eine Mal würde er noch eine andere Möglichkeit der Leichenentsorgung finden.

„Weißt du eigentlich, dass du stinkst? Und was für ein widerlicher Loser du bist?“ Blitzschnell schoss Patricks Hand mit dem Messer vor und stach geübt in die Leber direkt unter dem Rippenbogen und ... Nichts und!

Verblüfft starrte er auf die Klinge, die auf keinerlei Widerstand gestoßen war. Kein Blut war zu sehen. Der Alte schaute ihn gelangweilt an.

„Gib dir keine Mühe, Jungchen.“

Nun sah King rot. Mit einem heiseren Schrei stieß er blindwütig mit dem Messer auf den Alten

ein. Immer wieder in den Bauch, in den Hals, ins Herz ...

Doch nichts geschah.

Es war, als steche er in Watte hinein.

Der Obdachlose lächelte höhnisch, bewegte sich ansonsten aber nicht von der Stelle.

Erschöpft zog sich King zwei Schritte zurück und stierte lauernd sein Gegenüber an. Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Wer bist du, ein Geist?“

Der Alte blinzelte ihm listig zu.

„Gar nicht schlecht Jungchen, gar nicht schlecht.

So was ähnliches wie ein Geist ...“

Er kicherte.

Mit Unbehagen bemerkte King, dass dem Kerl Rotze aus der Nase lief, die er mit dem Ärmel seines Mantels beiläufig abwischte.

„Ich bin ein Dschinn“ ,sagte der Alte dann lakonisch.

„Hä? Was redest du da?

So einer aus „Tausend und einer Nacht“? Du siehst aber gar nicht so aus.“

Patrick ließ den Kerl nicht aus den Augen.

Mit einem verstohlenen Seitenblick schätzte er ab, wie schnell er im Notfall die

Kellertreppe erreichen konnte, um zu entkommen.

Der Alte nickte begütigend und wies mit der Hand vor sich auf den Boden.

„Immer mit der Ruhe, Jungchen. Nimm Platz und lass uns etwas plaudern, ich beiß dich schon nicht.“

Er kicherte wieder, offensichtlich gut gelaunt.

Zögernd kam King der Aufforderung nach und hockte sich langsam hin, worauf er auf einen gehörigen Sicherheitsabstand achtete.

Dann begann der geheimnisvolle Fremde weiter zu reden.

„Was glaubst du denn, wie ein Dschinn auszusehen hat?

Mit Turban, langem bunten Nachthemd und Seidenpantoffeln?“

Er lachte laut und dröhnend, wie über einen guten Witz.

„Nein, nein Jungchen.

Auch Dschinns müssen mit der Zeit gehen. Heutzutage kannst du nicht mehr aussehen wie Osama bin Laden. Sonst will dich die Polente gleich verhaften und verhören.“

Wieder das Lachen, das am Ende in ein heiseres Husten überging.

„Und die Flasche, in der ein richtiger Dschinn wohnt?“

Patrick war nun neugierig geworden.

Der Alte deutete bedauernd auf die zerbrochene Budweiser-Flasche.

„Mein letzter Meister, dieser Trottel, hat sie versehentlich fallen lassen.

Und jetzt sitze ich in dieser blöden Villa fest.“

King nickte nachdenklich.

Dann hatte er eine Idee.

„Wenn du ein Dschinn bist, dann hat doch jeder, der dich findet, drei Wünsche frei, oder?“

Der Alte zögerte einen Moment und schien herumzudrucksen.

„Na ja, weißt du, Jungchen.

Im Prinzip ist das schon so, nur ...

Es sind keine drei Wünsche mehr, sondern nur noch einer.“

Kurzes Schweigen.

„Na nun glotz mich nicht so an wie ne Kuh vorm Melken!

Schließlich ist Weltwirtschaftskrise, oder?“

Über Kings Gesicht huschte ein spöttisches Lächeln, was dem Dschinn nicht verborgen blieb.

Unbehaglich und ärgerlich blaffte er ihn an.

„Nun sag schon:
Willst du dir nun was wünschen, oder nicht?
Sag schon.

Alles was du willst!
Wahrscheinlich willst du unerschöpflichen
Reichtum, wie die Typen vor dir, oder?“

Patrick dachte nach. Nach einer Weile hatte
er einen Entschluss gefasst. Er schüttelte
den Kopf.

„Nein, nein. Ich brauche kein Geld. Davon
hab ich selbst genug. Aber ich habe ein
aufwändiges Hobby, bei dem ich deine Hilfe
benötige.“

Der Geist horchte interessiert auf.

„Was für ein Hobby meinst du denn,
Jungchen?“

„Ich bringe Leute um.

Nur so zum Spaß.

Ich führe das fort, was man mir in der
Fremdenlegion beigebracht hat.

Doch man hatte mich entlassen, weil ich
meine Arbeit angeblich mit allzu großem
Engagement ausgeführt habe.“

Er hatte nun Hass in der Stimme und spie
seine letzten Worte förmlich heraus.

Doch schon bald hatte er seine Fassung
wieder gewonnen und redete ruhig weiter.

„So habe ich eben meinen ehemaligen
Beruf zum Hobby gemacht.

Das Problem dabei ist, dass ich hinterher
die Leichen zuverlässig beseitigen muss.

Besorg mir irgendein Versteck oder

Behältnis, damit die sterblichen Überreste
meiner Opfer für immer verschwinden.“

Der Dschinn ließ wieder sein dröhnendes
Lachen ertönen und klatschte anerkennend
in die Hände.

„Nun gut, mein Freund.
Endlich mal ein ausgefallener Wunsch.
Er sei dir gewährt. Allerdings ...“ P
atrick sah ihn lauernd an.

„Allerdings was?“

„Nun, eine kleine Gegenleistung muss ich
mir schon erbitten.“
Der Dschinn starrte ihm fest in die Augen.

„Welche Gegenleistung?“

Nun kam der Pferdefuß an der Sache,
dachte King.

„Ich will, dass du mir deine Gefühle
überlässt.“
Der Alte schmunzelte und blinzelte ihm zu.

„Es ist so langweilig hier im Keller.
Und ihr Menschen habt immer so
interessante und unterhaltsame Emotionen.
Ich kann gar nicht genug davon
bekommen.“

Patrick überdachte in Ruhe den
vorgeschlagenen Handel.
Warum eigentlich nicht?

Schließlich hatte er kaum Gefühle, und
schon gar nicht anderen Menschen
gegenüber.

Der Preis schien ihm annehmbar.

„Gut, Alter.

Der Deal gilt.

Und was ist, wenn ich meine Gefühle später
wieder zurückhaben will?“

Der Dschinn zuckte mit den Achseln.

„Kein Problem.

Du bekommst alles wieder zurück.
Mit Zins und Zinseszins.“

Damit war alles klar.

Patrick sah den Dschinn auffordernd an.

„Also los, erfüll mir meinen Wunsch!“

Der Alte schloss seine Augen und murmelte
leise beschwörende Worte in seinen Bart.

Bald darauf entstand ein schwaches,
goldenes Leuchten auf dem Boden zwischen
den beiden Gestalten, und plötzlich erschien
eine kleine rote Damenhandtasche.

Gebannt starrte Patrick mit offenem Mund
auf die Ledertasche.

Sie stammte von Prada, um genau zu sein.

„Was soll denn das nun wieder?“, flüsterte
King verblüfft.

„Willst du mich verarschen?“

Der Dschinn schüttelte lächelnd den Kopf.

„Keineswegs, Jungchen.
Diese Tasche ist genau für deine Zwecke
geeignet.“

Patrick griff zögernd nach der Tasche.
Er versuchte sie zu öffnen, doch so sehr er
sich auch bemühte, es wollte ihm nicht
gelingen.

Der Dschinn lachte.

„Gib dir keine Mühe, Jungchen.
Es hat doch keinen Zweck.
Aber wozu willst du sie öffnen?
Es soll doch nur etwas rein gesteckt und
nicht herausgeholt werden, oder?“

Die Augen des Dschinns bekamen nun ein
unheimliches, rotes Leuchten, und die Lider
verengten sich zu schmalen Schlitzern.

Patrick nickte nur.
Er stand mit der Tasche in der Hand auf und
eilte zur Kellertreppe, ohne auf den Alten in
der Ecke weiter zu achten.
Hastig lief er die Treppe hoch, schlug die
Türe hinter sich zu, schloss dreimal hinter
sich ab und legte schließlich noch den
breiten Metallriegel vor.

Er seufzte.
Dann ging er ins Wohnzimmer, stellte die

Handtasche auf den flachen Glastisch und
dachte nach.

Was war von der ganzen Geschichte zu
halten?

Zugegeben, der alte Penner war nicht aus
Fleisch und Blut, sonst hätte er ihn vorhin
nach Belieben in Stücke schneiden können.
Und die Tasche war ebenfalls aus dem
Nichts aufgetaucht.
Aber vielleicht hatten die Psychiater beim
Militär ja Recht, und er hatte tatsächlich ein
paar Schrauben locker?

Nun gut, bald würde er es wissen.
Er wartete bis Mitternacht.
Dann schlich er sich aus dem Haus und fuhr
in die Innenstadt, wo er seinen Wagen in
einer Seitenstraße parkte.

Um diese Zeit war kaum jemand mehr
unterwegs.

Er lief einige Blocks weiter.
Auf einem Parkplatz suchte sich Patrick
einen etwas abseits stehenden Toyota aus,
dessen Fahrertüre nicht abgeschlossen war.
Ohne Mühe schloss er ihn kurz und machte
sich auf und davon.

Einige Kilometer weiter wartete er im
Schutz einiger Bäume vor einer Kneipe, aus
der laute Musik und das Grölen
offensichtlich stark alkoholisierter Gäste zu

hören war.
Eine Stunde später öffnete sich die Tür, und
eine unsicher torkelnde Gestalt trat auf den
Gehsteig.

King startete den Motor.
Der Betrunkene ging über die verlassene
Straße, um sie zu überqueren.
Nun gab Patrick Vollgas.
Er hielt genau auf sein Opfer zu.

Ohne abzubremsen erfasste er den Mann,
der ohne jegliche Abwehrreaktion von der
Kühlerhaube durch die Luft geschleudert
wurde und wenige Meter weiter im
Rinnstein liegen blieb.
Zur Sicherheit überrollte er die reglose
Gestalt noch einmal.

Patrick stieg aus, nachdem er sich
überzeugt hatte, dass kein Zeuge in der
Nähe war.
Er beugte sich zu dem Mann hinunter und
tastete routiniert nach dem Puls an der
Halsschlagader.
Nichts. Er war tot.

Was nun?
Er überlegte schon, ob er die Leiche in den
Kofferraum des Toyotas verstauen sollte, da
bemerkte er mit Erstaunen, wie der Körper
seines Opfers immer mehr verblasste und
nach wenigen Sekunden gänzlich
verschwand.
Nichts war mehr zu sehen, noch nicht



einmal mehr das Blut, dass dem Kerl aus Mund und Nase gelaufen war. Zufrieden stieg Patrick wieder in den Wagen und fuhr davon.

Er stellte den Toyota in einem Hinterhof ab, lief dann weiter bis zu einem Taxistand. Dann ließ er sich zu seinem eigenen Wagen bringen.

Gegen drei Uhr morgens war er wieder in der Villa.

Neugierig betrachtete er die rote Prada-Tasche.

Nichts schien sich verändert zu haben.

Als er sie prüfend hochhob, hatte er den Eindruck, dass sie eine Spur schwerer geworden war.

Doch er konnte sich auch irren.

Zufrieden legte er sich schlafen.

Der Dschinn schien Wort gehalten zu haben.

Am nächsten Tag war Patrick voller Tatendrang.

An den Alten im Keller verschwendete er keinen Gedanken mehr.

Warum auch?

Er konnte ja nicht weg.

Als erstes telefonierte er mit Hamburg und bestellte den Ofen ab.

Den brauchte er nicht mehr.

Er bestieg am Mittag den nächsten Zug

nach Frankfurt und mietete sich in einem billigen Hotel im Nutten-Viertel der Stadt ein.

In der Nacht streifte er durch das berühmte Rotlichtviertel.

In einer Bar setzte sich eine dunkelhäutige Prostituierte zu ihm.

Sie unterhielten sich angeregt miteinander bei ein paar Gläsern Sekt.

Später gingen sie nach oben ins Separee. Dort verewigte er sich mit seinem Messer in ihrem Hals.

Das Blut sprudelte wie ein Springbrunnen aus ihrer Schlagader.

Nur ein Gurgeln und Glucksen entrang sich ihrer Kehle.

Nach wenigen Minuten war alles vorbei.

Das Zimmer glich einem Schlachthaus, überall Blut.

Doch schon bald begannen die Konturen der dunklen Schönheit zu verschwimmen und kurz darauf waren der Körper und auch das Blut verschwunden.

Patrick nahm das Schauspiel seltsam ungerührt und gleichmütig zur Kenntnis.

Dann zog er sich wieder an und verließ unbeeindruckt, eigentlich gelangweilt, das Etablissement.

Er wiederholte seine Ausflüge durch die Amüsierviertel der Stadt Nacht für Nacht.

Er achtete bei seinen Damenbekanntschaften ständig auf Abwechslung.

Mal wählte er eine Blondine, mal eine Brünette, die Nächste war schwarzhaarig.

Trotzdem wollte sich die freudige Erregung, die Lust, der gewisse Kick aus früheren Zeiten nicht mehr einstellen.

King experimentierte mit unterschiedlichen Todesarten.

Mal schnitt er, mal erdrosselte er. Manchmal zerschmetterte er den Schädel, ein anderes Mal beobachtete er den Todeskampf nach der Verabreichung von Strychnin.

Doch nichts regte sich.

Weder in ihm noch an ihm.

Es überkam ihn lediglich abgrundtiefer Überdruß.

Vielleicht lag es an den Frauen?

Vielleicht sollte er sich an Männern versuchen?

Wahrscheinlich fehlte ihm nur die Herausforderung, das Risiko, der größere Widerstand?

So besuchte er die Homokneipen und den Straßenstrich der Transvestiten, doch auch dort fand er nichts als Langeweile und Beliebigkeit.

Wo blieben seine Empfindungen?



Der Hass auf Prostituierte, weil es Prostituierte waren?

Der Hass auf Schwule, weil es Schwule waren?

Nichts.

Nur Eiseskälte, Gleichgültigkeit.

Eines nachts ging er ins Polizeirevier von Bornheim, nahm in Seelenruhe seine Pumpgun und pustete sechs Polizisten von ihren Stühlen, einen nach dem anderen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ein Beamter konnte sogar noch seine Dienstpistole von Heckler und Koch Typ P 2000 ziehen, bevor er mit einem Krater in der linken Brust nach hinten gerissen wurde.

Doch nichts regte sich in King.

Er reagierte wie eine Maschine und empfand wie eine Maschine. Innerlich tot.

Wo blieb das animalische Vergnügen, wenn das Blut spritzte und er diesen magischen warmen Saft des Lebens mit seinen Fingern verrieb und in seinem Gesicht verteilte? Wenn er den salzig metallischen Geschmack auf der Zunge genoss, diesen Geruch nach Kreatur und Tod?

Nichts.

Nur ödes Erschlaffen und Verenden. Und nach wenigen Minuten noch nicht

einmal das, wenn die Leiche und das Blut einfach verschwanden, hineingezogen in eine dekadente Prada-Ledertasche.

Eines Tages erkannte Patrick King, dass es so nicht weitergehen konnte. Über kurz oder lang würde er durchdrehen in dem Versuch, irgend etwas zu fühlen. Entweder er würde mit einer Uzi und einem Rucksack voller Schnellfeuer-Magazine im Mainzer Wald-Stadion ein Massaker veranstalten oder – nicht auszudenken – von einer Rheinbrücke springen, um Selbstmord zu begehen.

Nein.

Das konnte es nicht sein.

Er beschloss, nach Hause zu fahren, nach Mainz, um den Deal mit dem Penner von Dschinn rückgängig zu machen.

So betrat er am nächsten Tag müde, erschöpft und enttäuscht das Wohnzimmer seiner 20er-Jahre-Villa.

Die Prada-Tasche stand an ihrem alten Platz auf dem Wohnzimmertisch so, als sei nichts geschehen.

Doch als er versuchte, sie hochzuheben bemerkte er, dass sie schwer war wie ein Sack voller Blei.

Entschlossen entriegelte er die Kellertür und stieg die Treppe hinunter.

Noch immer hatte er keine Glühbirnen

gekauft, so dass er den Weg mit der Taschenlampe ausleuchten musste.

Der alte Dschinn saß noch immer in der gleichen Ecke wie damals.

Als er Patrick sah, winkte er ihm fröhlich zu und kicherte aufgeräumt.

„Na da bist du ja wieder, Jungchen. Und, bist du zufrieden?“

Hast du bekommen, was du wolltest?“

Patrick sah ihn mit versteinerner Miene an und schüttelte den Kopf.

„Nein, ich bin ganz und gar nicht zufrieden. So geht es nicht weiter. Ich will meine Gefühle zurück.“

„Wie?“

Was meinst du?

Ich frage dich nochmal:

Hast du nicht bekommen, was du wolltest?“

Der Alte wirkte jetzt sichtlich betrübt.

„Doch, äh ... ich meine, nein!“

Klar, die Prada-Tasche funktioniert, die Leichen werden einwandfrei beseitigt. Aber ich habe keinen Spaß mehr bei der Sache.

Was soll das Ganze, wenn ich nichts mehr dabei fühle, wenn ich jemanden umbringe?“



Patricks Stimme klang fast weinerlich und flehend, als er mit dem Dschinn sprach.

„Bitte gib mir meine Gefühle zurück, alter Mann!“

Der Dschinn schaute Patrick traurig und resigniert an.

„Du willst also den Deal rückgängig machen?“ ,fragte er leise.

Patrick nickte. „Ja, definitiv!“

„Du willst alles zurück?“ ,vergewisserte sich der Alte.

Patrick nickte wieder.

„Auf Zins und Zinseszins?“

„Ja, Mann!
Verdammt soll ich sein, jawohl!
Auf Zins und Zinseszins!“

Patrick ballte die Fäuste und schrie seine Worte heraus.

„So soll es sein!“, antwortete der alte Dschinn resigniert.

Und plötzlich überkam es Patrick ganz unerwartet, und es brodelte in ihm wie in einem Vulkan.

Die Emotionen stiegen in ihm empor wie

heiße Lava, und er verspürte Hass und Wut und pure Lust.

Er hätte platzen können vor Kraft und Energie, und ihn durchfuhr die schiere Ekstase und Leidenschaft.
Ja, das war es!

So musste es sein, das bedeutete wahres Leben und reines Fühlen.
Es überkam ihn wie eine Mega-Erektion, Sinnlichkeit pur.
Er fühlte sich übermächtig, unbesiegbar! Niemals sollte es wieder anders sein.
Nun konnte sein neues Leben beginnen.
Nein!
Sein altes Leben würde zurückkehren!

Doch was war das?
Er vernahm ein leises Plätschern von der Treppe her.

Patrick drehte seinen Kopf und sah, wie ein Strom roter Flüssigkeit die Stufen herunterfloss.
Er trat näher, berührte das warme klebrige Nass, roch daran.

Ja, es war Blut!
Doch wo kam es her?
Er drehte sich zu dem alten Dschinn herum, doch der hockte weiter in seiner Ecke und schüttelte traurig seinen Kopf.

King wandte sich hastig um und lief die

blutüberströmte Treppe hinauf.
Er betrat das Wohnzimmer und sah auf dem Tisch die Prada-Tasche.
Sie hatte sich geöffnet und es entleerten sich aus ihr rhythmisch-eruptiv, wie aus einem erbrechenden Magen, abgehackte Körperteile und Extremitäten.

Sie klatschten auf den Parkettboden, wie zappelnde Fische aus dem Netz und tanzten aufgeregt platschend auf den Holzdielen herum.
Der Strom toten Fleisches wollte nicht enden.

Aufgeblähte Gedärme hüpfen über den Tisch, der Schädel der dunkelhäutigen Prostituierten kullerte über Kings Füße.
Und weiter und weiter quollen Leichenteile aus der Handtasche hervor, und Blut, und Galle und Exkremete ...

Kings Augen weiteten sich vor Entsetzen, als er dieses Schauspiel sah.
Verzweifelt versuchte er, den Strom des Grauens zu stoppen, indem er sich mit seinem Bauch auf die Tasche warf.
Doch die Kraft des ihm entgegenquellenden, stinkenden und faulenden Fleisches schleuderte ihn blut- und kotgetränkt wieder zurück.
Und nun verspürte er Gefühle, die er zuvor kaum gekannt und nie empfunden hatte: Ekel, Angst und nackte Panik.

Auf Zins und Zinseszins, schoss es ihm durch den Kopf.

Patricks Gesichtszüge wurden bleich, sein Magen rebellierte, er musste sich übergeben.

Dann wollte er nur noch weg, er musste

raus an die frische Luft. King rannte los, Richtung Ausgang und Veranda.

Doch er glitt auf dem stetigen Strom von Blut aus.

Er fiel rücklings mit dem Nacken auf den Glastisch.

Und als sein Genick mit einem leisen Knacken brach war sein letzter Gedanke:
„Mit Zins und Zinseszins ...“

Dann bemerkte er, wie ihm das Atmen immer schwerer fiel, und kurz darauf schwanden ihm die Sinne.

Science Fiction News:

GOLKONDA Verlag gegründet

„Liebe Freunde und Geschäftsfreunde,

manche wissen es vielleicht bereits, andere werden denken:

Hat er denn nicht bereits genug zu tun? So oder so ist es mir ein Anliegen und ein Vergnügen, Euch und Ihnen offiziell die Gründung meines eigenen Verlages mitzuteilen.

Der GOLKONDA Verlag, Berlin, hat zum 1. Januar 2010 seine "Tore" eröffnet, und nun gibt es auch eine Internetseite für die hoffentlich interessierte Öffentlichkeit:
www.golkonda-verlag.de.

Der erste Titel wird im April erscheinen und eine Liebhaberausgabe sein, und zwar Band 1 der 'Gesammelten Werke' von Arkadi & Boris Strugatzki (eine Lizenz des Heyne Verlags).

Die Edition ist auf sechs Bände und drei Jahre angelegt.

Im Herbst starten wir eine Paperback-Reihe, erwartungsgemäß mit Science Fiction (David Marusek, Edmond Hamilton), aber auch mit Titeln, die keinem bestimmten Genre zugehören, und zwar von Joe R. Lansdale und Tobias O. Meißner. Pro Halbjahr sollen drei bis vier

Klappenbroschuren erscheinen.

Ich würde mich freuen, wenn Ihr und Sie Gelegenheit fänden, unsere Internetseite zu besuchen und die frohe Botschaft weiter zu verbreiten.

Ganz herzliche Grüße aus dem verschneiten Berlin

Hannes Riffel"

Gründung der Gesellschaft für Fantastikforschung (GFF)

<http://www.scifinet.org/scifinetboard/index.php?showtopic=10475&st=0&#entry152004>

**Im Frühjahr erscheint bei Atlantis
"Metamorph - 15 Grotke
Geschichten" von Matthias Oden.**



Das Titelbild stammt von Francois Launet.

Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle?
Verfall ist mein Name, Siechtum mein
Auftrag.

Ich bin der Gesandte des Königs in Gelb,
untertan ihm, der da sitzt auf seinem Thron
aus gestorbenen Träumen, verborgen hinter
der Blassen Maske aus Moder, gehüllt in
flatternde Lumpen aus Fäulnis.

Ach, Sie kennen ihn nicht?

Das macht nichts, steigen Sie nur ein! I
ch bin, wie ich schon sagte, in seinem
Namen unterwegs, und dieser Abend wird
sicher interessant.

Zieren Sie sich nicht, es ist nicht weit – mit
dem Wagen sind wir in wenigen Minuten
außerhalb der Stadt. Die Festlichkeit liegt
nämlich etwas abseits, müssen Sie wissen.
Also, begleiten Sie mich heute Abend, seien
Sie mein Gast! Sehen Sie – ich halte Ihnen
sogar die Tür auf. So ist's recht,
Danke schön, Sie werden es nicht bereuen!

A5 Paperback, ca. 164 Seiten, ISBN 978-4-
941258-25-9. 11,90 EUR
[http://www.mallux.de/Freebird-p156h6s28-
Me...Matthias-O.html](http://www.mallux.de/Freebird-p156h6s28-Me...Matthias-O.html)

ONLINE-SERIE "Tot aber feurig"

Textbeitrag von Alisha Bionda

Mit "Lisa" ging die Episode 6 der LITERRA
Online-Serie TOT ABER FEURIG online, die
dieses Mal von Tanya Carpenter und Alisha
Bionda bestritten wurde.

Alisha Bionda führt die junge Journalistin
Lisa in die Serie ein.

Andrä Martyna, der das Projekt grafisch
betreut, schuf wieder eine Grafik dazu und
verleiht auch Lisa ein "Gesicht".

<http://www.literrainfo/specials/artikel.php?id=112>

**Alle Beiträge der Online-Serie finden
Sie hier:** <http://www.literrainfo/specials/special.php?id=22>



**Günther Butkus (Hg.):
Rätselhaftes Bielefeld
Anthologie zur Bielefeld Verschwörung**

Anthologie: Rätselhaftes Bielefeld

Liebe Medienpartner,

Fast 16 Jahre ist es nun her, dass ein Informatikstudent das Gerücht ins Internet – und damit in die Welt – setzte, dass Bielefeld gar nicht existiert. Seitdem müssen sich die Bielefelder mit Spott und Verhöhnung auseinandersetzen.

Doch was steckt tatsächlich hinter der „Bielefeld Verschwörung“ und was wissen die Bielefelder Bürger selbst über ihre Stadt?

Hat sich der aufmerksame Bielefelder etwa noch nie gewundert, dass in einer bestimmten Etage des Hochhauskomplexes einer hiesigen Telefonfirma am Kesselbrink nie Licht leuchtet?

Und was hat es mit der stetigen musikalischen Beschallung am Hauptbahnhof wirklich auf sich?

Aber auch anderes kann nun endlich aufgedeckt werden: Etwa das Scheitern des historischen Projekts in Bielefeld endlich einen

Nordseehafen zu errichten und die satirische begangene Klärung der Frage, wie zahlreiche Straßen zu ihrem heutigen Namen gelangt sind.

Und wer bislang schon immer den Verdacht hegte, er habe Elvis in Bielefeld gesichtet und dies auf beigeführte Halluzinogene im Trinkwasser zurückgeführt hat, ist nun nicht mehr allein. Denn beides ist wahr! Aber lesen Sie selbst!

In der insgesamt 25 Storys umfassenden Anthologie schildern Autoren und Autorinnen – aus Bielefeld und dem Rest der Republik – ihre Sicht auf das Phänomen Bielefeld.

Von Satire, die darlegt, warum der Bielefelder eigentlich ein hochsensibles und völlig unterschätztes Wesen ist, über Songtexte und packende Krimis rund um Bielefeld, hat sich dabei alles eingefunden.

Wer schon immer Fan der obskursten Verschwörungstheorien war, sei damit herzlich zur Lektüre eingeladen. Aber natürlich und erst recht auch all jene, die ihr Herz an die Teuto-Stadt verloren haben, denn besser wird man den Geheimnissen und der „wahren Geschichte“ der Stadt nicht mehr auf die Schliche kommen können.

Mit Beiträgen u.a. von Volker Backes, Dietmar Bittrich, Wiglaf Droste, Heinz Flottmann, Erwin Grosche, Udo Lindenberg, Franz Mon, Sandra Niermeyer, Renate Niemann, Hellmuth Opitz, Renée Pleyter, Reitemeyer & Tewes, Thomas Walden, Dietmar Wischmeyer, Hans Zippert und einem Cartoon von Ralph Ruthe.

Im Anhang senden wir Ihnen eine Cover Abbildung.

Mit herzlichen Grüßen aus Bielefeld – Die Stadt, die es doch gibt!

Günther Butkus

Pendragon Verlag www.pendragon.de



Das Thüringen Projekt von Uwe Schimunek

"Das Thüringen-Projekt" und spielt in der Zukunft.

Mehr Infos gibt es beim Verlag - <http://www.fhl-verlag.de/index.php?sid=78>

Hier der Klappentext

Das Thüringen-Projekt
Eine Liebesnovelle

Thüringen in einer fernen Zukunft:

Der Zusammenbruch des Industriezeitalters hat die Gesellschaft in eine Zeit zurückkatapultiert, die an das Mittelalter erinnert.

In Erfurt, verlieben sich die Professoren-Tochter Johanna und der Student Friedrich ineinander.

Doch kaum ist der erste Kuss geküsst, wird die junge Liebe schon auf die Probe gestellt. Ausgerechnet jetzt muss Friedrich für seine Abschlussarbeit nach Arnstadt reisen. Es wird eine Reise, die ihn sein ganzes bisheriges Leben in Thüringen in Frage stellen lässt.

Währenddessen muss Johanna in Erfurt gegen viele Widerstände um ihre neue Beziehung kämpfen.

Die Situation eskaliert, als Friedrich zurückkehrt...

Die beiden müssen sich entscheiden:

Eine Zukunft in Thüringen oder ihre Liebe.
Eine futuristische Liebesgeschichte mit einem verblüffenden Ende ...

Und hier noch der [Trailer](#)

Im Sieben Verlag erschien von der Erfolgsautorin ANDREA SCHACHT folgender neuer Roman:

GÖTTERFUNKELN

Andrea Schacht
Sieben Verlag (www.sieben-verlag.de)
Roman - Phantastik
Taschenbuch, 392 Seiten - 14.90 EUR
ISBN: 9783941547018
Mar. 2010

2012 - Wieder einmal nähert sich der Zeitpunkt des Weltuntergangs - diesmal berechnet von den Mayas - und die Götter stimmen darüber ab, wie es mit der Erde weitergehen soll.

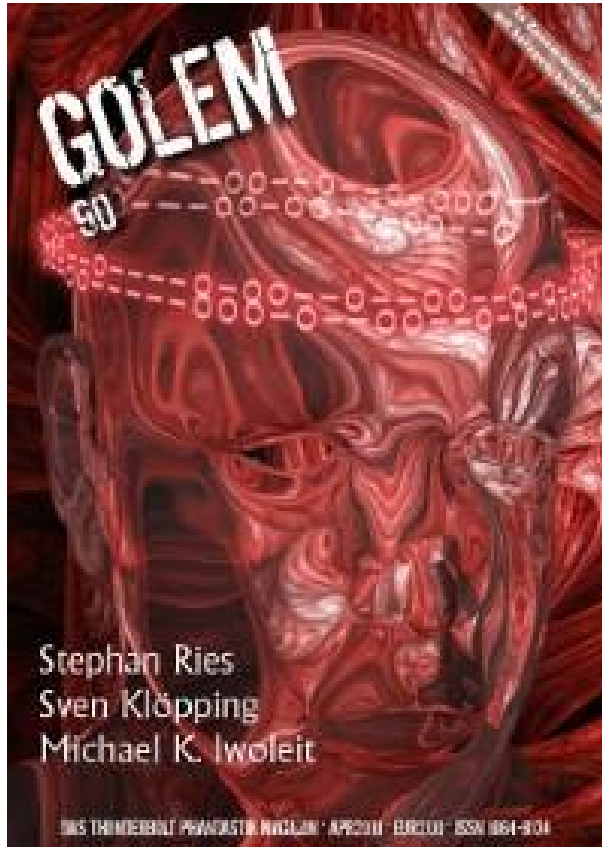
Gleichzeitig haben sie ihre Paradiese renoviert.

Um sie auf Publikumswirksamkeit zu testen, wird einigen Auserwählten die Möglichkeit geboten, diese vor dem erwarteten irdischen Endtermin zu besuchen.

Durch einen verrückten Zufall befinden sich Helena und ihr Kater Dante in der Gruppe der Auserwählten. Helena trauert noch immer um ihren Mann, den sie vor zwei Jahren verloren hat, und macht sich Hoffnungen, ihn im Paradies wiederzufinden.

Auf Erden aber macht sich Joe, der Mann, der Helena schon seit Jahren in unerwiderter Liebe zugetan ist, auf die Suche nach der Verschwundenen - ein Rennen gegen die Zeit beginnt.

Der GOLEM



Ausgabe 90 des thunderbolt-Magazins bringt diesmal eindrucksvolle Geschichten von bekannten und unbekannteren Autoren.

Besonders freuen wir uns, dass wir die grandiose Space Fiction bringen können, die **Michael Iwoleit** im vergangenen Herbst bei der unvergesslichen Lesung unterm Sternenhimmel unseres Planetariums vorgestellt hat: **Timesharing**.

Außerdem dabei ist **Sven Klöpping**, der mindestens einigen NOVA-Lesern ein Begriff sein dürfte.

Das Autorentrio komplettiert **Stephan Ries**, der im vergangenen Jahr im GOLEM mit "Oma geht online" bereits in unserem Magazin vertreten war.

GOLEM 90 ist ab sofort vorbestellbar und erscheint um Ostern herum. Natürlich empfehlen wir unser günstiges Abo.

All inclusive.

[Thunderbolt - Science Fiction seit 1979.](#)

DER "SIEBEN VERLAG" AUF FACEBOOK

Seit dem 17. Februar 2010 ist der SIEBEN VERLAG nun auch auf Facebook zu finden. Dort wird jetzt immer alles Neue gepostet - ein Blick lohnt sich immer.

<http://www.facebook.com/pages/SIEBEN-VERLAG/309453166722>

Im März erscheint die neueste

EXODUS-Ausgabe:

Mehr SF war nie - EXODUS 26 präsentiert:

- die Story einer Deutschlandreise – das Kaiserreich überdauert die Zeiten
- die Story von der Jagdgesellschaft auf Minos – im Kampf gegen Echsen und Drogenbarone
- die Story, die der Frau Ministerin gar nicht gefallen wird
- die Story vom virtuellen Serienmörder, der seinen Meister findet - in der realen Welt
- die Story von Hiros Reise im zeitlosen Land – die Vergangenheit ist ausgelöscht wie die Zukunft
- die Story von denen Geschuppten, die nach der Weltherrschaft streben
- die Story der Generationenschiffe – auf dem Weg nach Shibitu-sha, der neuen Heimat
- die Story aus dem Deutschland 2068 – im Zerfall der alten Welt regt sich das neue Leben
- die Story des Stanley Woo, der Morones Zombie-Fluch zum Opfer fällt
- die Story einer famosen Weltraumfahrt – mit Anton und Martha und ihrem Therapeuten bei den Außerirdischen

Kurzgeschichten und Novellen von Hans Joachim Alpers, Martin Baresch, Helmut Ehl, Frank G. Gerigk, Olaf Kemmler, Reinhard Kleindl, Axel Kruse, A. Pernath, Uwe Post, Horst Pukallus, Horst-Dieter Radke und Christian Weis.

Illustriert von Gerd Frey, Crossvalley Smith, Klaus G. Schimanski, Chris Schlicht, Hubert Schweizer und Robert Straumann.

Großer Sonderteil: HELMUT WENSKE

- In der »GALERIE«: zehn Farbbilder (sowie zahlreiche s/w-Abbildungen) der Werke von Helmut Wenske
- Uwe Anton: »Helmut Wenske - Kein Leben für die Science Fiction – aber was für ein Leben!«
- Helmut Wenske: »Phantastik – Kunst & Kifferwahn«

104 Seiten

Preis Inland: 9.90€ | Preis Ausland: 11.00€

(incl. Versand)

ISSN 1860-675X

[Hier zu bestellen.](#)

Unter den Bestellern verlost EXODUS 10 Exemplare des von Helmut Wenske signierten Kunstbandes »Gesichte des Athanasius Pernath«

„Edition Heikamp“, der von J. Heinrich Heikamp im Crago-Verlag herausgegebenen literarischen Taschenheftreihe, hat eine neue Internetpräsenz.

Ab sofort findet man sie unter

www.edition.heikamp.net.

Dort sind alle bisher erschienenen Titel aufgelistet, und man findet einige Informationen über Autoren und Illustratoren.

Phantastische Zeiten in Hannover "Der Chef ist auf Reisen"



Mit einem Vorwort von Bernd Frenz - VK 9,95 EUR / ISBN 978-3-00-029379-5 / 1. Auflage 2009 NEU - 196 Seiten - Format: 12,5x18,5cm - Zustand 0 NEU - Versand: Portofrei

Das Buch erscheint am 14.12.2009 - bis dahin ist es nur vorbestellbar.

Versand sofort nach Auslieferung.

Wer sich als Buchladen ausweist bekommt die handelsüblichen Rabatte angerechnet.

In dem Fall können Sie auch formlos per Mailorder bestellen.

Oder sie gehen über den unten stehenden Link zu unserem Vertriebspartner PPM - Peter Poluda Medienvertrieb.

Vielen Dank.

Dreizehn Autorinnen und Autoren zeigen Ihnen die phantastischen Seiten von Hannover.

Ein äußerst fantasiebegabter Bürgermeister, wissbegierige Forscher in der Tierärztlichen Hochschule, riesige Atomschutzbunker unter den Herrenhäuser Gärten, ein Apartment in der Lavesallee, das garantiert in den Wahnsinn treibt, über dem Maschsee kreisende Drachen und der Bahnhof als Epizentrum des Weltuntergangs

...

Die niedersächsische Landeshauptstadt hat mehr zu bieten, als sich selbst eingefleischte Hannoveraner vorstellen können.

- Der Chef ist auf Reisen - Dignal, Michael
- Im Jazzclub ist die Hölle los - Redlich, Flavio
- Last aus Silber - Schmitt, Ziska
- Fly me to the moon - Schleheck, Regina
- Feuerwasser - Vennemann, Sascha
- Medaillon - Kregel, Sabine
- Attraktion - van Dorf, Saven
- Quellen-Studium - McNeal, Timothy
- Panoramablick auf den Weltuntergang - Grittner, Dominik
- Debit und Gebit - Manski, Ernst-Eberhard
- Mit den Augen einer Katze - Kiriazaki, Eleni
- Unaussprechliche Freuden - Plepelits, Karl
- Und der Teufel spielt Klavier - Pielke, Thomas

Das phantastische Foto des Covers (bearbeitet von Thorsten Wilkens) stammt übrigens von WWW.ALFALORI.DE - das ist Benjamin Papke und er hat es uns freundlicher Weise für das Buch zur Verfügung gestellt. Herzlichen Dank.

Für weitere Informationen, besuchen Sie bitte die [Homepage](#) zu diesem Produkt.

Soeben erschienen: SPHAERONAUTEN von Timothy McNeal



Erster Band des dreiteiligen Werkes SPHAERONAUTEN von Timothy McNeal erschienen.

Alle drei Teile präsentieren die Suche verschiedener Protagonistengruppen nach dem Wesen der Zeit, bzw. den Möglichkeiten ihrer Manipulation sowie jeweils am Ende eine Erklärung für das phantastische Geschehen.

*Es obliegt dem Leser, sich für die ihm plausibelste selbst zu entscheiden.
(Die gesamte Handlung spielt in den USA, alle Schauplätze sind authentisch, da vom Autor mehrfach bereist).*

ARS LITTERAE - Band 5 erschienen

Mit **UNTER DEM VOLLMOND** erschien ein düster-phantastischer Roman von Linda Budinger in der von Alisha Bionda im Sieben Verlag herausgegebenen ARS LITTERAE.

Somit können die Leser und Sammler nun schon fünf Bände dieser Reihe ihr Eigen nennen.

Alle Informationen zum Titel plus erste Leseprobe findet man hier:

<http://www.littera.info/buecher/buch.php?id=6632>

Linda Budinger ist auch den Fans der Serie "Das Schwarze Auge" ein Begriff.

Von Andrä Martyna stammen nicht nur Cover- und Innengrafiken, sondern auch die Grafik zu der Leseprobe I des Romans.

Die Umschlaggestaltung übernahm wie immer das Atelier Bonzai.

Alle bisher erschienenen und geplanten Titel der ARS LITTERAE finden man immer hier:

http://www.littera.info/buecher/serien_reihen.php?id=345

Das Jubiläum ist da, 250 Ausgaben FO.

Anbei der Link auf die PDF.

Das ganze gibts auch als komplett vierfarbiges, gedrucktes Pamphlet in hochklassiger Verarbeitung für 3,00 Euro plus 1,00 Euro Versandkosten bei mir zu bestellen (nur solange Vorrat noch reicht...)

<http://www.sf-fan.de/fo/250.pdf>

Für die Nutzer von DSL gibts den FO auch in höherer Auflösung (5,5 MB) unter:

http://www.sf-fan.de/fo/250_gr.pdf



MAGAZINE: ELFENSCHRIFT

05. März 2010

Ausgabe 25 erschienen

Die Ausgabe 25 der ELFENSCHRIFT unter dem Thema "Engel und Teufel", ist erschienen.

KINO: SPIDER-MAN 4

13. Februar 2010

Kinostart bekannt und mehr

Der kommende Neustart der Spider-Man-Serie wird laut Sony Pictures Releasing am 03. Juli 2012 in den amerikanischen Kinos erscheinen.

Nicht ganz unerwartet, so wird man auch den Spinnenmann in 3D bewundern können.

Das Drehbuch von James Vanderbilt ("Zodiac") konzentriert sich wieder auf die High-School-Zeit Peter Parkers sowie dessen Probleme, seine Superkräfte mit seinem Alltag zu vereinen.

Quelle: Sony Pictures

Im Sommer: Jack Ketchum bei Atlantis

Im Sommer erscheint bei Atlantis die Novelle "Die Schwestern" ("The Crossings") von Jack Ketchum.

Sie erscheint als Paperback und als Hardcover in der Edition Atlantis. Neben der Novelle gibt es ein Vorwort vom Autor und ein Nachwort von Christian Endres.

Das Cover stammt von Timo Kümmel.

Der Titel ist noch nicht im Shop gelistet, dem Barsortiment aber bereits gemeldet. Alle Infos folgen im Laufe der kommenden Wochen. Ausführlichere Infos hat Christian Endres bereits in seinem Blog verraten, hier.

<http://www.christianendres.de/?p=2706>

Artikel: *Heckenschützen in Las Vegas*

Prolog zur Metall-Leben-Trilogie von Jörg Hugger



Metall-Leben.

Es wächst.

Es windet sich voran, wie eine Wurzel.

Es zieht seine Energie wie ein Parasit aus der Stromleitung, die seine Richtung bestimmt.

Kein Erdreich, kein Stein, kein Beton halten es auf.

Im Gegenteil:

Das Metall-Leben entnimmt seiner Umgebung die notwendigen Stoffe für sein Wachstum. Gedankenlos wie eine Pflanze hält es keinen Moment inne, als das Stromkabel sich verzweigt.

Es teilt sich ebenso, wächst in beide Richtungen einen Meter weiter, bis es an beiden Enden Sensoren entwickelt.

Diese entscheiden, welcher Ast abstirbt und welcher sich weiterwindet, indem sie die Lage im Raum zueinander abgleichen.

So findet es unbeirrbar sein Ziel.

Nahe einer gewöhnlichen Steckdose kommt es an die frische Luft. Gemäß seinem Bauplan hat es nun das letzte Stadium seiner Entwicklung erreicht.

Das Metall-Leben bildet am Ende eine Art Blüte aus, die mit ihrer Größe von lediglich einem halben Millimeter nie ein Insekt anlocken wird.

Dazu dient der Kelch auch nicht, der sich da ins Freie reckt.

Er bündelt den Schall in ein Mikrofon, das die aufgenommenen Laute an den Ort seines Ursprungs zurücksendet.

„Wir sind tatsächlich drin“, stellte John Germaine mit Unglauben in der Stimme fest.

„Ich habe doch gesagt, dass es funktioniert“, antwortete ihm die Blonde an seiner Seite.

Die beiden waren Mitglieder des Geheimbundes Membran.

Und was die beiden taten, war natürlich in höchstem Maße illegal!

Sie saßen in einem unauffälligen Chrysler nicht unweit des Anwesens von Michael J. Olgarev, dem Security West Coast Governor

der Vereinigten Staaten von Amerika.

Damit war er der für Sicherheitsfragen zuständige höchste Beamte im Westen. Wer ihn kannte, wusste, dass er zudem ein Machtpolitiker war, der über Leichen ging. Der hätte die beiden – den grobschlächtigen John und die grazile Natascha aus Schweden – sicher als Terroristen verhaften lassen, wenn er mitbekommen hätte, wie sie ihn belauschten.

„Ich wäre nie auf die Idee gekommen, Metall-Leben auch zur Spionage zu verwenden“, gestand John.

Er war eher der Mann fürs Grobe. Brillante Ideen erwartete niemand von ihm.

Dabei war es naheliegend:

Der Technologie-Konzern NanoMet vermarktete schon seit Jahren das Metall-Kabel, das selbstständig seinen Weg durch den Boden fand – ein Segen für die Telekom- und Internetindustrie, denn die drahtlosen Frequenzbänder waren mittlerweile hoffnungslos überlastet.

„Man hat es mir aus China zugeschickt“, antwortete Natascha.

„Die haben es modifiziert.“

John schnalzte anerkennend mit der Zunge: „Sicher keine einfache Sache.“

Was die beiden Agenten nicht wussten war, dass die Führung von NanoMet vom Geheimbund bespitzelt wurde. Der Erfinder des Metall-Lebens, ein Schweizer namens Jean-Luc Batteux, hätte sich niemals zu einem Verbrechen überreden lassen. Jean-Luc war auch strikt gegen jegliche militärische oder geheimdienstliche Nutzung seiner Erfindung.

Gespannt lauschten John und Natascha den Geräuschen aus ihren Wagenlautsprechern. Diese wurden drahtlos vom zehn Meter entfernten Stromverteiler, wo das Metall-Leben zu wachsen begonnen hatte, zu ihnen übertragen.

„Jetzt tut sich etwas!“, stellte Natascha fest.

Deutlich hörte man ein Klingeln, eine Tür ging, Schritte hasteten durch den Raum. John erkannte: „Olgarev wird angerufen.“

Natascha legte ihren Zeigefinger auf den Mund, aber John wäre auch so ruhig geblieben. Seit drei Stunden warteten sie auf die ersten Geräusche aus dem Arbeitszimmer des Governors.

„Ja, ich bin es, Olgarev.“

...

„Ich habe mit den Senatoren von

Kalifornien, New York und Texas gesprochen.

Ich konnte sie nicht umstimmen.

Damit ist es völlig ausgeschlossen, dass wir das Gesetz durchbekommen.

Ich sehe nur einen Ausweg: Operation U.

„Nein, dieser Southcliff interessiert mich eigentlich gar nicht.

Ich will, dass das Gesetz verabschiedet wird.

Es liegt an Ihnen, ob Sie Southcliff erledigen.“

„Die Übergabe an Ihre Leute findet dann wie geplant morgen um halb neun am Railroad Pass statt.

Wo Sie genau es dann ablaufen lassen, ist Ihre Sache.

Wir sind uns ja einig, dass maximale Wirkung erzielt werden muss.“

„Ich habe hervorragendes Material bekommen, vom Schwarzmarkt, nicht aus Heeresbeständen.

Der Weg wird sich durch die Polizei gut zu islamistischen Kreisen zurückverfolgen lassen.

Wir haben dann das, was wir wollen.“

„Ja, wiederhören.“

Das Gespräch war beendet und Olgarev verließ das Zimmer.

„Das ist es!“, jauchzte Natascha.
„Das war ein Volltreffer!“

John wusste nicht, was sie meinte:
„Ich habe gar nichts verstanden. Weißt du schon etwas über diese Operation U?“

Natascha schüttelte den Kopf:

„Nein.

Von der höre ich zum ersten Mal.

Möglicherweise weiß man im Hauptquartier mehr, ansonsten hätte man uns nicht hierher geschickt.“

„Mit wem er wohl gesprochen hat?“, fragte sich John.

„Mit jemandem, der diesen Southcliff hasst und Operation U mitgeplant hat“, meinte Natascha.

„Mehr ist aus dem Gesagten nicht zu schließen.“

Southcliff, ... der Name kam John bekannt vor.

Natascha erriet, was sich ihr Partner fragte:
„Southcliff ist der Eigner von NanoMet. Mit Metall-Leben ist er so reich geworden, dass er nicht weiß, wohin mit seinem ganzen Geld.

Offenbar ist er ein Opfer von Operation U, aber nur nebenbei.

Primär geht es um das Gesetz.“

Natascha nickte gedankenverloren.



John interessierte sich nicht besonders für Politik.

„Dem die Senatoren nicht zustimmen wollten?“

Offenbar wusste hier Natascha, um was es ging:

„Ja. Vor einem Jahr ist doch die US-Behörde USCW gegründet worden.

Sie haben die Gedanken-Datenbanken eingerichtet, die nun darauf warten, mit unseren privatesten Geheimnissen gefüllt zu werden.“

Nataschas Stimme wurde säuerlich.

„Das soll alles schön unter dem Deckmantel der Terroristenbekämpfung geschehen, zunächst in Flugzeugen im Luftraum der USA.

Gedankenaufzeichnung ist ja sehr unpopulär.

Deswegen vermute ich, dass man die öffentliche Meinung durch einen Anschlag kurz vor der Abstimmung im Senat beeinflussen will.

Olgarev steht auch dieser neuen Behörde vor. Seine Macht wäre ungeheuerlich.“

Da John nichts erwiderte, fuhr Natascha fort: „Sie wollen es den Islamisten in die Schuhe schieben, das ist klar.

Was mir aber zu denken gibt, ist dieser Mann, mit dem Olgarev gesprochen hat. Offenbar gehört er nicht zu USCW.

Da ist also noch eine Partei, von der wir nichts wissen.

Und die sind es, die den eigentlichen Anschlag ausführen.

Wer hat noch Interesse, dass das Gesetz verabschiedet wird?

Der Hersteller von Crimedefender?“

„Möglicherweise“, stimmte ihr John zu.

„Wir sollten abwarten und weitere Gespräche mithören.

Schade, dass wir nicht noch mehr von diesem Spionage-Metall-Leben haben.

Wir könnten sein ganzes Haus überwachen.“

Natascha entfaltete einen Papiercomputer, den sie aus der Brusttasche ihrer Bluse genommen hatte:

„Die Entdeckungsgefahr wäre sehr groß, wenn an jeder Steckdose ein Mikro wäre. Das Ende ist zwar klein, aber nicht unsichtbar.“

Sie schaltete das Gerät ein, das ultraflach und knickbar war.

„Ich suche einmal nach diesem Railroad Pass.“

Sie fand mehrere, einen im Süden von Las Vegas, der zehn Stunden Fahrt entfernt war.

„Wir müssten sofort losfahren, wenn wir bis morgen in Las Vegas sein wollen“, schaute Natascha auf das Ergebnis eines Routenplaners.

John war sich nicht sicher, was sie tun sollten: „Wenn wir wüssten, wo Southcliff

ist, dann hätten wir den richtigen Pass.“ Natascha entschied:

„Wir fragen im Hauptquartier nach.“

Schnell hatte sie eine Mail mit ihrem Papiercomputer erfasst und losgeschickt, natürlich verschlüsselt.

Die Antwort ließ keine Viertelstunde auf sich warten:

Southcliff ist in Las Vegas.

Operation U mit allen Mitteln unterbinden. Waffeneinsatz mit Todesfolge gestattet. Vorgesetzter Offizier ist vor Ort.

Es folgte eine Telefonnummer. Das war schon deswegen erstaunlich, da das US-Heimatschutzministerium alle Telefongespräche abhörte und die Lokalisation von Handys leicht möglich war. Deswegen war eine Handybenutzung im Einsatz normalerweise streng untersagt. Aber manchmal benötigte man halt doch eine schnelle mündliche Kommunikation.

Auch begaben sich Offiziere vom Membran grundsätzlich nicht in Gefahr, dafür hatten sie ihre Agenten.

Es musste also einiges auf dem Spiel stehen, das war John spätestens jetzt klar.

Natascha startete den Wagen mit den Worten: „Also auf nach Las Vegas!“

„Ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache“,



gestand John.

„Ich wüsste zu gerne, für was dieses U steht.“

„Das ist mir auch schleierhaft.“

John zerlegte seine großkalibrige Handfeuerwaffe und reinigte die Einzelteile akribisch.

Das tat er immer, wenn er im Einsatz nervös war.

Das Warten war das Schlimmste, wenn man wusste, dass sich die Ereignisse zu einem bestimmten Zeitpunkt überstürzten, und wenn man bis dahin zur Untätigkeit verdammt war.

Als er mit dem Putzen fertig war, lud er seine Pistole wieder.

Das Magazin stammte aus China.

Sie hatten die Munition zusammen mit dem Spionage-Metall-Leben bekommen.

Auf den Schachteln stand ein Warnhinweis in fünf Sprachen:

„Kontakt mit Blut unbedingt vermeiden.“

Natascha hatte ihm erklärt, dass die Kugeln aus Metall-Leben bestanden, und, sofern sie im Getroffenen stecken blieben, zu wachsen begannen.

Das führte innerhalb von zehn Minuten zur absoluten Kampfunfähigkeit und im „günstigsten Fall“ – wie sie sich ausdrückte – nach zwei Stunden zum Tod.

John war das unheimlich.

Früher war alles einfacher gewesen.

Er stammte aus zerrütteten Familienverhältnissen und war in einem Ghetto aufgewachsen.

Mit einer starken Faust, einem Messer und einem Totschläger hatte er sich immer genügend Geltung verschafft.

Jetzt arbeitete er im Geheimbund, gut bezahlt und für durchaus ehrenhafte Ziele.

Aber diese neumodischen Waffen schüchtern selbst ihn ein.

Natascha war vom Membran zur Sniperin ausgebildet worden.

Ihre Waffe war ein Hochgeschwindigkeitsgewehr aus Israel. Das verschoss Projektile, die vierzig Mal schneller waren als die von herkömmlichen Gewehren.

Bei einem Körpertreffer ging eine Druckwelle durch das Gewebe, das Zellen zerplatzen ließ wie Seifenblasen.

Für so ein Hochgeschwindigkeitsprojektile war ein Mensch nichts weiter als eine Ansammlung von Wassertropfen, die es auseinanderspritzen ließ.

Im Dreistundenrhythmus wechselten die beiden Agenten die Position am Steuer, bis sie kurz nach acht Uhr den Railroad Pass in Las Vegas erreichten.

Hier führte ein Highway zwischen zwei Berghängen in den südöstlichen Teil der Stadt.

„Tankstelle, Supermarkt, Restaurant und

LKW-Parkplatz“, beschrieb Natascha die völlig gewöhnliche Situation, die sie antrafen, als sie vom Highway abbogen. „Sechs Trucks, drei Busse und drei bis vier Dutzend PKWs.“

Sie hielten an einer Stelle, wo sie einen guten Überblick hatten, stiegen aber noch nicht aus.

„Ich brauche dringend einen Kaffee und etwas Bewegung“, beklagte sich John. „Wie gehen wir vor?“

„Standardverfahren drei“, entschied Natascha.

Das sah vor, dass sie im Hintergrund blieb und mit ihrem Scharfschützengewehr John im Brennpunkt des Geschehens Feuerschutz gab.

„Einverstanden“, stimmte John zu und steckte sich einen Knopf ins Ohr. Mit ihm konnte er sich mit Natascha verständigen, sofern sie sich nicht weiter als einen Kilometer von ihm entfernte. Bevor er ausstieg, steckte er sich seinen Revolver hinten in den Hosengürtel. Seine Jacke verhinderte, dass man ihn sehen konnte.

Natascha ließ die Scheibe hinunter: „Nimm die Kaugummis mit.“

Ihr Daumen zeigte auf die parkenden Trucks.

John nahm sie entgegen.

Die „Kaugummis“ waren Peilsender, die John unauffällig an den bereits geparkten Trucks anbrachte, bevor er auf das Restaurant zuging.

„Ich suche mir auf der anderen Seite des Highways einen Posten“, vernahm John die Stimme der Schwedin im Ohr.

Es war genau viertel nach acht, als der Agent das Restaurant betrat.

Er bestellte sich zwei Spiegeleier mit Bohnen und einen Kaffee dazu.

Bei den Anwesenden konnte er keine Auffälligkeiten entdecken: eine Seniorengruppe, Familien und Alleinreisende frühstückten völlig normal.

„Posten bezogen. Gutes Schussfeld“, verkündete Natascha.

Johns Aufregung wuchs.

Das war nun keine Beobachtungsmission mehr, sie mussten diese Operation U stoppen.

„Bingo“, meldete Natascha.

„Ein Truck ist als gestohlen gemeldet. Ich habe das gerade mit meinem Papiercomputer überprüft: der Sattelschlepper mit dem blauen Kunststoffverdeck.“

Von seiner Position aus konnte John durch die Fensterfront das Fahrzeug sehen. Er rästelte, wer der Fahrer sein mochte. Was er nicht wusste war, dass dieser bereits das Weite gesucht hatte. Wie sie von Olgarev erfahren hatten, wurde die eigentliche Operation U ja von einer zweiten Gruppe durchgeführt.

Zehn Minuten nach halb bog ein Kleinbus vom Highway ab.

Drei Männer und zwei verschleierte Frauen stiegen auf dem Parkplatz aus. Einer blieb im Kleinbus sitzen.

„Jetzt wird es ernst.“

Sechs Personen eingetroffen. Die haben sich extra so angezogen, dass sie jeder als Islamisten erkennen kann“, berichtete die Agentin.

„Es sieht nicht so aus, als ob sie zum Restaurant wollten.“

John erhob sich, um zu bezahlen. Sechs waren zu viele, selbst mit Natascha im Hintergrund.

Das konnte kritisch werden.

Als er die Gaststätte verließ, sah er, wie die Verdächtigen den gestohlenen Truck schon fast erreicht hatten.

Mit raschem Schritt näherte er sich ihnen.

„Hallo, können Sie mir helfen?“, rief John möglichst unverfänglich der Gruppe zu.

„Ich kenne mich in Las Vegas nicht aus und

hätte da eine Frage.“

Er wollte die Entfernung zu ihnen verringern, ohne dass sie misstrauisch wurden. Finster blickten ihn die Männer an, als er sie erreicht hatte.

„Mein Onkel ist gestorben und auf dem Friedhof ...“, fabulierte John irgendetwas zusammen, bis er auf Armeslänge den ersten erreicht hatte.

Völlig unvermittelt schlug er diesem auf das Kinn.

Noch während der Angegriffene nach hinten kippte, zog der Agent so schnell es ging seine Waffe.

Die als Islamisten verkleideten Männer und Frauen reagierten prompt.

Die beiden Verschleierte zogen Maschinenpistolen, ein Mann warf sich in Deckung und der zu John am nächsten Stehende hatte plötzlich ein Messer in der Hand.

Das war das Zeichen für Natascha.

Ihr erster Schuss donnerte über den Parkplatz, als ob sie eine Kiste Dynamit gezündet hätte.

Das war der Hauptnachteil ihrer Waffe: Sie war extrem laut und meist war ihr Posten spätestens nach dem zweiten Feuern dem Feind bekannt.

Natascha hatte auf ein Auto gezielt, das von der kinetischen Wucht ihres Geschosses



aufgerissen wurde.

Der Mann, der sich schon in Sicherheit geglaubt hatte, wurde durch davonfliegende Teile schwer verwundet.

John musste sich zur Seite werfen.

Nur so entkam er dem Messerstoß um Haaresbreite.

Seine Pistole hatte er schon im Restaurant entsichert, was ihm jetzt zugute kam.

Er drückte ab, auf die Person zielend, die ihn am meisten bedrohte: die Frau mit der Maschinenpistole.

Die hatte gleichzeitig abgedrückt, obwohl ihr Kumpan mit dem Messer direkt über John zum zweiten Stoß ausholte.

Wieder donnerte Nataschas Gewehr.

Sie verfehlte ihr anvisiertes Ziel.

Aber der Querschläger ihres Geschosses – immer noch schneller als der Schall – bohrte sich in den Tanklasten, der etwas abseits stand.

Der explodierte und die Hölle brach los.

Die Salve der Maschinenpistole der Verschleierte drang in den Mann mit dem Messer, und John musste sich blitzschnell wegrollen, um dem Hieb des Getroffenen zu entgehen.

Eine Hitzewelle fegte über den Parkplatz und der schwarze Schleier der Frau, die ihren Kumpan angeschossen hatte, geriet in Brand.

Ein Schnellfeuergewehr bellte los.

Der letzte Mann, der bislang noch nicht ins Geschehen eingegriffen hatte, hatte im Kleinbus ein Gewehr herausgeholt und von dort aus Nataschas Stellung unter Beschuss genommen.

„Muss mich zurückziehen!“, gellte ihre Stimme in Johns Ohr.

Derweil entpuppte sich die zweite Verschleierte als Mann.

Mit einer Hand zerrte er den Verwundeten, der durch den ersten Schuss Nataschas verletzt worden war, zu dem Kleinbus. Dabei gab er kurze Feuerstöße in Richtung John ab, sodass dieser in Deckung bleiben musste.

Die in Brand Geratene hatte ihren Schleier abgeworfen.

Unverletzt erreichte sie den gestohlenen LKW.

Kurz hatte John sie im Schussfeld.

Aber er zögerte, eine Frau von hinten mit einem tödlichen Metall-Leben-Geschoss niederzustrecken.

So konnte diese den Sattelschlepper starten und mit Vollgas auf den Highway entkommen. John verschoss sein ganzes Magazin, doch er konnte nur zwei Reifen treffen, was die Flucht nicht verhinderte.

„Die entkommt!“, schrie John in der Hoffnung, dass Natascha das Fahrzeug aufs

Korn nahm.

„Scheiße, ich habe Ladehemmung!“

In bloßer Zerstörungswut legte der Mann vom Kleinbus auf die Tankstelle an, die nun auch Feuer fing.

So etwas hatte John noch nicht erlebt.

Das war Krieg.

Hinter und vor John schossen meterhohe Flammenwände in die Höhe, während man ihn mit einem Geschosshagel eindeckte. Er musste zwischen den parkenden Fahrzeugen Schutz suchen und konnte nur mit ungezielten Schüssen antworten.

Nachdem die Gegner vom Kleinbus aus dem zuvor geflohenen Truck ausreichend Vorsprung gesichert hatten, suchten auch sie das Weite.

John versenkte noch vier Schüsse in dem Wagen, doch auch diesen konnte er nicht stoppen.

Von den Sechsen waren also vier entkommen.

Der Mann mit dem Messer war angeschossen und verlor viel Blut. Sicher würde sich die bald eintreffende Polizei um ihn kümmern.

Wütend ergriff John den, den er bewusstlos geschlagen hatte.

Der Verkehr auf dem Highway war



mittlerweile zum Erliegen gekommen. Er überquerte ihn und erreichte gleichzeitig mit Natascha den Chrysler auf der anderen Seite.

Das Gesicht der Schwedin war kreidebleich, aber sie war unverletzt.

Während John auf dem Rücksitz den Gefangenen knebelte und fesselte, wählte Natascha die Nummer des Membran-Offiziers.

Zu ihrer Überraschung meldete sich die Stimme einer Frau, die sie dann auch noch erkannten.

Sie hatten sie in einem Ausbildungscamp in Asien mehrfach getroffen, kannten aber natürlich nicht ihren richtigen Namen.

Das Gespräch wurde mittels unverfänglicher Codeworte in Chinesisch geführt, was leider nicht erlaubte, besonders viel Informationen zu übermitteln.

Die Offizierin, eine Asiatin, wollte sich zunächst mit den beiden Agenten treffen, bevor man an die Verfolgung des Sattelschleppers gehen sollte. Der war ja wegen des angebrachten Senders jederzeit auffindbar.

Die beiden Agenten trafen sich mit der Asiatin in einem Lagerhaus im Süden der Stadt.

Der Gefangene war mittlerweile aus seiner

Bewusstlosigkeit erwacht.

Jetzt aus der Nähe war ersichtlich, dass es sich nur verkleidet hatte, in etwas, das fast schon wie die Karikatur eines palästinensischen Selbstmordattentäters aussah.

Die Asiatin hatte nur eine kleine Pistole, mehr ein Schmuckstück als eine Waffe, die sie dem Gefesselten unvermittelt an die Schläfe hielt.

Der blieb aber trotzig stumm.

John trat vor, den Totschläger in seiner Rechten: „Lassen Sie mich das machen. Ich bekomme ihn in wenigen Minuten zum Reden.“

Die Asiatin steckte ihre Waffe weg.

„Nein. Wir foltern nicht, es sei denn, das Leben Unzähliger ist unmittelbar bedroht. Doch was wissen wir schon von dieser Operation U?

Nichts.

Vielleicht ist es nur ein Raubzug, ein groß angelegter Diebstahl.

Vielleicht haben wir mit unserem Angriff auf dem Railroad Pass schon mehr Schaden angerichtet, als unsere Gegner durch ihre Aktion geplant hatten.

Es könnte sein, dass wir schon zu weit über das Ziel hinausgeschossen sind ...“

So bedächtig zu sein war nicht Johns Art: „Ich prügle diesem Typen seine

Geheimnisse raus.

Wir sehen ja dann gleich, ob es sich gelohnt hat.“

Die Offizierin tadelte ihn mit einem beschämenden Blick:

„Bringt ihn in den Keller“, wies die Asiatin die beiden Agenten an.

„Wir werden uns später abschließend mit ihm befassen.“

Sie hatte beschlossen, mit kühlem Kopf über ihn zu richten und nicht im Affekt zu handeln.

Es konnte auch eine Option sein, ihn einfach freizulassen, um zu sehen, mit wem er in Kontakt trat.

Denn es war unwahrscheinlich, dass sie einen der Hintermänner gefasst hatten. Die Offizierin wusste ja auch mehr – viel mehr – als ihre beiden Agenten von den Hintergründen des Geheimbundes Membran und der Gegenspieler, die sie bekämpften.

Als der Gefangene weggeschlossen war, besprachen sich die Drei in einem kleinen Büro.

„Wo befindet sich der Sattelschlepper jetzt?“, fragte die Asiatin.

Natascha legte ihren Papiercomputer auf den Tisch:

„Er fuhr diesen Boulevard entlang und befindet sich nun an dieser Position, ein Hinterhof in einem Gewerbegebiet, etwa

drei Kilometer weg von uns.“

John vermutete:

„Wahrscheinlich reparieren sie die Reifen, die ich zerschossen habe.“

Die Asiatin stimmte ihm zu:

„Das denke ich auch. Sie werden nicht vermuten, dass wir sie mit einem Peilsender finden können.

Fahrt hin.

Sofort.

Sie werden mit einem so schnellen zweiten Angriff nicht rechnen.

Findet heraus, was der LKW geladen hat.

Nehmt es ihnen ab oder zerstört es.

Die Operation U muss unter allen

Umständen vereitelt werden.“

Natascha schnappte sich ihr Gewehr, dessen Ladehemmung sie in der Zwischenzeit behoben hatte.

Mit grimmigem Gesicht verabschiedeten sich die beiden von ihrer Vorgesetzten.

Kurz darauf fuhren sie mit ihrem Chrysler zu dem Ort, der auf dem Papiercomputer

Nataschas rot aufblinkte.

Den Sattelschlepper mit dem blauen Kunststoffverdeck entdeckten sie im Hof einer kleinen Spedition.

Natascha wies nach rechts. „Dieses Gebäude ist optimal. Weites Schussfeld.“

„Wieder Standardverfahren drei?“, fragte

John.

Sie nickte und parkte den Wagen auf der Straßenseite gegenüber der Spedition. Eine große Tasche verbarg ihre Waffe. Sie verschwand im ausgesuchten Gebäude.

John sah hinüber.

Wieder konnte er sich mit seinem Ohrknopf mit Natascha verständigen:

„Die haben die Reifen schon gewechselt.

Die kaputten lehnen an einem Zaun.

Die können also jederzeit losfahren.“

„Ich bin noch nicht so weit.

Die Stahltür zum Flachdach ist

verschlossen“, antwortete Natascha.

„Da kommt eine Frau aus dem Schuppen, der wie eine Werkstatt aussieht“, schilderte John seine Beobachtungen.

„Es ist die Frau mit der Maschinenpistole von heute Morgen!“

„Ich habe es gleich!“

Am liebsten wäre John aus dem Wagen gesprungen, aber er wusste, dass er gut daran tat, nichts ohne die Unterstützung Nataschas zu unternehmen.

„Ich bin jetzt oben“, verkündete seine Agentenkollegin.

John fiel ein sonderbares Verhalten auf:

„Die Frau schleppt sich nur so dahin, als wäre sie äußerst erschöpft.

Was hat die bloß? Sie hat doch allenfalls leichte Brandwunden erlitten.

Oder habe ich sie mit einem Schuss doch erwischt?“ John dachte an die teuflische Munition aus China.

Vielleicht war sie zum Tode geweiht, weil in ihrem Körper Metall-Leben tausend Mal schneller als Krebs wucherte.

„Ich bin jetzt in Position.

Ich sehe sie nun auch.“

Die Frau strauchelte, richtete sich aber mühsam wieder auf.

„Ich habe sie im Visier.

Sie hat keine Chance mehr“, flüsterte Natascha.

„Ich ziele auf den Motorblock.“

Die Frau war ins Führerhaus eingestiegen und hatte den Motor gestartet.

Der Truck rollte los.

Die Agenten mussten jetzt handeln.

John entscherte seine Waffe mit der Metall-Leben-Munition.

Natürlich hatte er nicht verraten, dass er ein paar Stunden zuvor gezögert hatte, die Frau zu töten.

Würde er jetzt wieder versagen?

Dann donnerte der Schuss Nataschas über die Straße wie ein Naturereignis.

Der Truck wurde genau in der Ausfahrt getroffen und kam halb auf die Straße eingebogen zum Stehen.

John stürzte aus dem Chrysler; nur Sekunden später war er im Führerhaus. Die Frau war über dem Steuer zusammengebrochen.

Hatte sie der Schuss getötet?

Sie blutete aus Nase und Ohren.

Ansonsten war sie unverletzt.

Nur ein kleiner Brandfleck war auf ihrer Backe.

Ihr Puls war fast nicht mehr zu spüren.

Sie war vollkommen teilnahmslos.

Das kam unmöglich vom Beschuss durch Natascha.

John wollte nun wissen, was der Schlepper geladen hatte. Zwei Autos hupten bereits hinter dem plötzlich stehen gebliebenen Truck, der keine Anstalten machte, seine Fahrt fortzusetzen. Passanten schauten neugierig.

Auf der Ladefläche entdeckte der Agent einen mannshohen, mehrere Meter langen Metallkasten.

„Was siehst du?“, fragte Natascha.

„Ich habe keine Ahnung, was das sein soll. Ein Metallcontainer.“

Er hatte ihn kurz berührt. „Verdammt, der ist heiß! Der glüht fast.“

Vom Boden hob er eine kleine Plakette auf. Sie war wohl unabsichtlich von irgendwo abgesprungen.

„Das ist ein Radioaktiv-Symbol“, schilderte er seine Entdeckung.

Natascha schrie plötzlich gellend:

„Hau da ab!

Jetzt ist mir alles klar.

Das „U“ von Operation U steht für Uran.

Die haben da eine Atombombe gebaut, vielleicht auch eine schmutzige Bombe oder eine Neutronen-Waffe.“

In Panik sprang John vom Truck.

„Weg hier, rennt!

Da ist eine Bombe hinten drauf!“, schrie er die Leute an.

Er schoss in die Luft.

So schnell war John noch nie gerannt.

Fast wäre er ohne Natascha gefahren, solche Angst hatte er.

Sie kam aber Sekunden später ebenfalls angesprintet.

Ihr Gewehr warf sie einfach durch die Seitenscheibe auf den Rücksitz.

Als John mit durchdrehenden Reifen losfuhr, hatte sie noch nicht einmal die Tür geschlossen.

Der Membran hatte verhindert, dass der Uran-Truck in die Nähe des Milliardärs Collin Southcliff gelangte, hatte aber ansonsten die Schlacht verloren.

Die Polizei traf kurze Zeit später ein.

Es dauerte nicht lange, bis man die seltsame Fracht bemerkte und den

Governor Olgarev über den Anschlag offiziell informierte.

Der hatte auf diese Nachricht insgeheim natürlich gewartet.

Er ordnete eine Evakuierung des betroffenen Stadtteils an, was in ganz Las Vegas eine Massenpanik verursachte.

Das eigentlich chancenlose Gesetz zur Gedankenaufzeichnung in Flugzeugen im Luftraum der USA wurde nun mit großer Mehrheit verabschiedet.

Skrupellose Männer erfüllten sich nun mittels Gedanken-Datenbanken ihre kühnsten Machträume.

Aber da gab es auch noch den Geheimbund Membran und ein kleines Stück Metall-Leben im Büro des Governors, das lange unentdeckt blieb ...

<http://www.joerghugger.de/>

Von Verblendung bis zu Turils Reise

Ein Kommentar zu aktuell gelesenen Büchern
Von Claas M. Wahlers

Welcher begeisterte Literaturfreund hat nicht auch das gleiche Problem der großen Stapel ungelesener Bücher. Links und rechts vom Schreibtisch türmen sie sich in schwindel erregende Höhe und die Regale im Wohnzimmer fassen eh schon kein einziges Exemplar mehr. Mit jedem weiteren Kauf wird das neueste Exemplar – natürlich unter dem festen Vorsatz, dass ich dieses Mal nicht so lang mit dem Lesen warte – vorsichtig oben auf den Stapel der noch zu lesenden Literatur aufgeschichtet.

Glücklicher Weise bescherte der Umstand, dass ich eine lange vor mir her geschobene Urlaubsreise antrat, zusätzliche Lesezeit. Und so machte ich mich mit Feuereifer an die Tat. Nachfolgende Bücher hatte ich ausgewählt und gelesen:

Stieg Larsson: *Verblendung,*
Roman, Taschenbuch, Heyne,
ISBN: 978-3-453-43245-1, 688
Seiten, Preis: 9,95 Euro

„Dieses Buch ist ein Hammer“ heißt es auf dem Buchrücken und die *Bild am Sonntag* bewertet den Roman als: „Ein Thriller mit hohem Suchtfaktor“.

Um es gleich ganz klar zu sagen. Diesen Einschätzungen kann ich vorbehaltlos zustimmen. Ich habe aufgrund meiner langen Anreise zum Urlaubszeit viel Zeit zum Lesen gehabt. Aber als ich erst einmal mit dem Buch angefangen hatte, ließ es mich wirklich nicht mehr los und in zwei Tagen hatte ich den Roman verschlungen. Vielleicht sollte ich aber etwas vom Inhalt des Buches

vorausschicken.

Der Journalist *Mikael Blomkvist* ist verantwortlicher Herausgeber der Zeitschrift *Millenium* in Stockholm. Gerade hat er einen Prozess vor einem schwedischen Gericht verloren. Dieses sah es als erwiesen an, dass sich *Blomkvist* der böswilligen Verleumdung strafbar gemacht habe und verurteilte ihn zu zwei Monaten Gefängnisstrafe. Als Schadenersatz habe er 150 000 Kronen zu bezahlen. Der Termin des Haftantritts werde zu einem späteren Zeitpunkt festgesetzt.

Mit diesem Urteil hat *Blomkvist* seine Reputation verloren. Er hatte einem Informanten vertraut und versucht einen Skandal aufzudecken. Um nicht auch noch die Zeitung, die er zusammen mit Erika Berger (Miteigentümerin, Chefredakteurin)

herausgibt, zu verlieren, zieht er sich erst einmal zurück.

Da kommt ein unerwartetes und mysteriöses Angebot des 82 jährigen einflussreichen Industriellen *Henrik Vanger*. Dieser sucht die Unterstützung *Blomkvists*, um das spurlose Verschwinden seiner Nichte im Jahre 1958 aufzuklären. Ihr Leichnam wurde nie gefunden. *Blomkvist* gelingt es tatsächlich, so etwas wie eine Spur zu finden. Unterstützt wird er von der jungen Privatermittlerin *Lisbeth Salander*, einem Computergenie. Ihr Credo lautet: „Jeder Mensch hat Geheimnisse. Man muss nur herausfinden, welche.“[\[1\]](#) Was sie zu Tage fördert, lässt alle Beteiligten wünschen, sie hätten sich nie mit diesem Fall beschäftigt.

Für mich als Leser war es eine spannungsgeladene Berg- und Talfahrt. Stellenweise habe ich mit den Protagonisten richtig mitgefiebert. Zu Beginn des Buches dauert es etwas, dann nimmt aber die Handlung Fahrt auf und entlässt den Leser erst mit der letzten Seite.

Für mich hatte der Roman noch einen weiteren persönlichen Aspekt, der mir den Lesegenuss noch zusätzlich versüßte. Mir sind die Handlungsorte Stockholm und Umgebung durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Schweden vertraut. Mit den Beschreibungen oder auch nur Erwähnungen von Plätzen, Strassen, Zeitungen hatte ich sofort ein Bild vor Augen.

Fazit: Eine **klare** Leseempfehlung von mir!!!

J.K. Rowling: Harry Potter and the Deathly Hallows, gebunden, Bloomsbury Verlag, London, ISBN: 978-0-7475-9105-4, 607 Seiten, Preis: ca. 26,- Euro

Lange musste ich warten, um den Abschlussband von J.K. Rowling zu der Harry Potter Reihe lesen zu können. Mein erster Versuch mit diesem Buch lag schon etwas zurück und so fing ich einfach wieder von vorne an. Da ich die vorangegangenen Bücher ebenfalls auf Englisch gelesen hatte, lag es Nahe, auch den Abschlussband auf Englisch zu lesen. Für mich lag der Ansporn darin, das Buch noch vor Erscheinen des nächsten Kinofilms gelesen zu haben.

Für den Sommer (voraussichtlich Juli) 2010 wurde der Kinostart zur ersten Hälfte des siebten Buches von Harry Potter angekündigt. Die Verfilmung soll sogar in einer 3D-Version in die Kinos kommen. Den Abschluss bildet dann der achte Kinofilm mit der zweiten Hälfte des Buches, der im Jahre 2011 die Kinos erreichen soll. Natürlich bin ich schon ganz gespannt, wie die



cineastische Umsetzung des Stoffes aussehen wird. Doch nun zur Handlung:

Harry Potter wartet am Wohnort seines Onkels auf das Eintreffen der Mitglieder des Ordens. Seine Familienangehörigen sind aus Sicherheitsgründen gezwungen, ihr Haus aufzugeben und unterzutauchen. Mittlerweile sind Muggle-Geborene nicht mehr sicher.

Das Zauberei-Ministerium wurde von Getreuen des dunklen Lord unterwandert. Menschen und Zauberer verschwinden täglich. Die Anzeichen für einen Krieg in der Zaubererwelt mehren sich.

Harry Potter hat vom getöteten Professor Dumbledore eine schwere Aufgabe erhalten. Er soll die verbliebenen Horcruxe Lord Voldemords ausfindig machen und zerstören. Harry hat an seiner Seite Hermine Granger und Ron Weasley. Aber auch ihre Freundschaft ist schweren Prüfungen ausgesetzt.

Fazit: Für Harry Potter-Fans ein Muss !!! Aber die Fans werden das Buch schon längst gelesen haben. Für mich persönlich zeichnete sich das Buch durch eine unglaubliche Länge aus. Hier wäre kürzer besser gewesen. Trotzdem darf ich eine Leseempfehlung aussprechen.

Michael Marcus Thurner: Turils Reise, Roman, Taschenbuch, Heyne, ISBN: 978-3-453-52564-1, 416 Seiten, Preis: 8,95 Euro

„Die faszinierendste Reise aller Zeiten“ verspricht der Buchumschlag auf seiner Rückseite. Ich hatte mich auf diesen Roman gefreut, wurde aber dann doch enttäuscht. Erst einmal gebe ich einen Einblick in die Handlung:

Der Protagonist des Buches ist Turil. Ein selbständiger umher reisender Leichenbestatter, der einer alten Thanatologen-Dynastie angehört. Als interstellarer Bestattungsunternehmer organisiert er Begräbnisse, spricht tröstende Worte oder richtet opulenten Leichenschmaus aus. Dabei geht streng nach einem von den Thanatologen überlieferten Kodex vor.

Turil begründet sein Verhalten einmal so: „Gewissen ist ein Luxus den ich mir niemals leisten konnte. Ich erledige die Dinge, weil sie getan werden mussten.“[\[2\]](#) So hat Turil auch schon mal einem alten Herrscher behilflich zu

sein, damit dessen „freiwilligen“ Lebensabschluss einen Neubeginn für den nächsten Lebenszyklus bedeuten kann.

An einer anderen Stelle im Roman wird über die Bedeutung des Todes sinniert: „Das war es, was der nahende Tod aus Wesen machte: Er schärfte ihre Sinne, er schenkte Weisheit und Mut.“^[3]

Seine Arbeit und sein ganzes Leben wird durch eine die KI seines Raumschiffs erschwert. Gegen die Intrigen seines Schiffes GELFAR muss er sich ständig zur Wehr setzen. Dann ist da noch eine kriegerische Rasse, die ganze Planeten

verwüstet und kostbares Leben einfach wegwischt. Die Bedrohung dieser Kriegerrasse wird immer größer...

Eigentlich klang das Szenario des Romans viel versprechend, stellenweise war die Handlung von M.M. Thurner geschickt konstruiert und wusste auch zu gefallen. Aber dann sind hier skurrile, abgefahrene Erzählweisen vom Autoren eingesetzt, die mein Lesevergnügen doch getrübt haben. M.M. Thurner schreibt als Teamautor an der größten Science Fiction-Serie der Welt mit: PERRY RHODAN. Dort hat M.M.Thurner seinen eigenen Humor, bringt da immer wieder interessante neue Aspekte in die Serie mit ein und

vermag Protagonisten überzeugend zu charakterisieren.

Hier scheint M.M. Thurner sich einmal völlig austoben wollen. Sicher wird es Leser geben, die an der Fülle solcher Eindrücke Gefallen haben mögen. Meines war es jedoch nicht.

Deshalb mein Fazit: nur eine bedingte Leseempfehlung.

Claas M. Wahlers
25. Februar 2010

[1] Verblendung, Roman, von Stieg Larsson, Heyne, S. 156

[2] Turils Reise, Roman von Michael Marcus Thurner, Heyne, S. 186

[3] Turils Reise, Roman von Michael Marcus Thurner, Heyne, S. 248

Wissenschafts News:

NASA: Obama hat Asteroiden und Mars im Visier

US-Präsident Obama hat bei einem Besuch des Kennedy Space Center in Florida seine Pläne für die amerikanische Raumfahrt vorgestellt: Neben einer stärkeren Einbeziehung der Industrie in die Entwicklung von Raumfahrtsystemen steht danach eine bemannte Mission zum Mars weiterhin auf der Agenda: Er wolle eine solche Mission noch erleben, sagte Obama. Vorher soll es aber eine bemannte Mission zu einem Asteroiden geben.

Mehr:

<http://www.astronews.com/news/artikel/2010/04/1004-019.shtml>

EXTRASOLARE PLANETEN: Kleines Teleskop fotografiert drei Exoplaneten

Mit einem vergleichsweise kleinen erdgebundenen Teleskop haben Astronomen ein Bild von drei extrasolaren Planeten gemacht, die um einen Stern in rund 120 Lichtjahren Entfernung kreisen. Die Aufnahme gelang durch ein neues Verfahren, bei dem die Strahlung des Zentralsterns so exakt ausgeblendet werden kann, dass das Licht der Planeten trotzdem erhalten bleibt.

mehr: <http://www.astronews.com/news/artikel/2010/04/1004-017.shtml>

STERNE: Der dunkle Begleiter von Epsilon Aurigae

Astronomen ist es erstmals gelungen, den dunklen Begleiter des Sterns Epsilon Aurigae direkt zu beobachten. Der ungewöhnliche Stern war den Wissenschaftlern schon im 19. Jahrhundert aufgefallen und schon länger hatte man vermutet, dass es sich um einen ganz besonderen Bedeckungsveränderlichen handelt. Jetzt gelang es, eine seltene Verdunklung zu verfolgen.

mehr: <http://www.astronews.com/news/artikel/2010/04/1004-016.shtml>

DLR-Webcast:

Alan Bean - Der vierte Mann auf dem Mond

Als Alan Bean am 19. November 1969 als vierter Mann den Mond betrat, hatten die Telefone noch Wählscheiben und das Internet war nur ein Versuchsprojekt des US-Verteidigungsministeriums. Damals, so erzählt der amerikanische Astronaut der Apollo-12-Mission im Webcast des

Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR), hat er noch geglaubt, dass 40 Jahre später die Menschen schon längst in Kolonien auf dem Mond leben würden.

Auch wenn das nicht eingetroffen ist: Seine Leidenschaft für den Erdtrabanten hat der heute 78-Jährige nie verloren. Seit rund 30 Jahren malt er Bilder, die exakt ein Thema haben: die Raumfahrt. Er wolle seine Abenteuer für die Nachwelt

festhalten, erklärt er.

In der Ausstellung "Sternstunden - Wunder des Sonnensystems" im Gasometer Oberhausen erzählte Alan Bean von seinen Erfahrungen im Weltraum - und was er sich für die Zukunft der bemannten Raumfahrt erhofft.

Vollständiger Artikel und Webcast unter:
http://www.dlr.de/de/desktopdefault.aspx/tabid-11/129_read-23768/

Schattenherz von Andrea Gunschera

Illustration © Mark Freier

Prologstory zur Serie "CITY OF ANGELS (Los Angeles, 1985)



„Töte ihn.“
Ihre Stimme klang wie schleifende Seide.
Alan stützte sich auf einen Ellenbogen und betrachtete Katherinas Gesicht.
Die marmorne Perfektion ihrer Züge faszinierte ihn noch immer, obwohl sie nicht mehr diese Saite in ihm zum Schwingen brachte, wie zu Beginn ihrer Affäre.
Bevor sie begonnen hatten, einander zu benutzen.

„Warum ich?“, fragte er.
„Schick einen deiner Schergen.“

Sie zog eine Linie über seine Haut, den Arm hinauf, bis hoch zur Wange.
Ihre Finger fühlten sich kühl an.
„Weil er zur Garde gehört.
Er kennt meine Leute.“

Alan schob ihre Locken beiseite und beugte sich zu ihr hinab.
Seine Lippen streiften ihre Kehle und er empfand eine fast boshafte Befriedigung, als sie sich versteifte.
Sie war auf der Hut.
Gut so.

Mit der Zunge zeichnete er ihre Kinnlinie nach, tastete zwischen ihre Lippen.
Katherina entspannte sich wieder.

Schwer ließ er sich auf ihr niedersinken, ein Knie zwischen ihren Schenkeln.

„Mich kennt er nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.
Ihr Atem streifte seine Wange.

Alan hielt inne.
„Es ist kein Geheimnis, dass du mit mir schläfst.“

„Er ist dir nicht gewachsen, Alan Schattenherz.“

„Er ist ein Bluttrinker.“

„Und wenn schon.“
Katherinas Hände strichen seine Hüften hinab. Ihre Nägel gruben sich in seine Hinterbacken.
„Du willst dieses Buch, oder nicht?
Töte ihn, und ich schenke es dir.“

Ihre Worte zerrissen den Moment und schürten seinen Ärger.
Jegliche Lust in ihm erlosch.
Mit einer heftigen Bewegung löste er sich von ihr und stand auf.

„Was ist?“



Aus schmalen Augen blickte sie zu ihm hoch.

„Ich lasse mich nicht erpressen.“

Alan griff nach seiner Jeans und dem Shirt.

„Oh doch“, gab sie zurück.

„Das tust du.“

Sie streckte ein Bein aus, eine sinnliche Geste.

„Sein Name ist Constantin.“

„Wo finde ich ihn?“

Groll brannte in seiner Kehle.

Wenigstens lächelte sie nicht.

Obwohl er sicher war, dass sie Mühe hatte, das Lächeln zu unterdrücken.

„Er hat einen Unterschlupf in East L.A. Üble Gegend.“

Ein Hauch Besorgnis färbte ihre Stimme.

„Und sei vorsichtig.“

Er ist stark.“

Alan verzichtete auf eine Antwort.

Sie verstand nicht, wie zynisch das aus ihrem Mund klang. Das lag nicht in ihrer Natur.

*

Alan verbarg den Dolch im Gürtel unter der Jacke und warf das Schwert auf den Rücksitz seines Wagens.

Die Nacht zog auf. Violett und purpurfarben blähten sich Wolkenfetzen über den Hollywood Hills, davor die Türme von L.A. Downtown.

Die Straße, die Katherina ihm genannt hatte, grenzte an ein Industriegebiet hinter der Union Station.

Es war Gang-Territorium, umzingelt von Freeways und Betongraben.

Kleine Holzhäuschen in verwahrlosten Gärten, die Farbe abgeblättert, Gitter vor den Fenstern.

Alan öffnete seinen Geist und tastete nach dem Mann.

Eine Präsenz streifte ihn wie ein kalter Windhauch und verhallte wieder.

„Constantin“, murmelte er. „Constantin, wo steckst du, mein Freund?“

Er bremste und parkte am Straßenrand. Kalte Blicke blieben an ihm hängen, als er aus dem Wagen stieg.

Ein paar Latinos auf der anderen Straßenseite starrten ihn an.

Alan machte sich nicht die Mühe, das Schwert zu verbergen.

Er warf die Wagentür zu und trat in den Garten.

Gedämpfte Stimmen drangen in seine

Wahrnehmung.

Ein Disput, der Schrei einer Frau, gefolgt von einem dumpfen Aufschlag. Alan war nicht sicher, ob die Geräusche aus dem Haus vor ihm kamen oder aus einem der Nachbargebäude.

Es spielte auch keine Rolle.

Mit drei Schritten erklimm er die Stufen zur Veranda und trat die Tür ein.

Binnen eines Herzschlags tauchte er in eine Kakophonie aus Gebrüll und Schluchzen und wütender Gewalt.

Ein hochgewachsener Mann schlug einer Frau die Faust ins Gesicht.

Ihr Kopf flog zurück, Blut in den Haaren, die Augen weit offen vor Entsetzen.

Ein zweiter Hieb brachte sie zu Fall.

Das Wimmern riss abrupt ab.

Ein Junge stürzte sich auf den Schläger, doch der schüttelte ihn ab wie ein lästiges Insekt.

Alan atmete seine Präsenz ein und wusste, dass er Constantin gefunden hatte.

Stahl sang, als er das Schwert aus der Scheide zog.

Constantin fuhr herum, ihre Blicke verschränkten sich ineinander.

Alan spürte den Hunger des Mannes, pulsierend wie ein Hitzeschild.



Den Hunger und die Wut.

„Was willst du?“, knurrte Constantin.

„Du mordest zu viel.“

„Schickt dich Katherina?“

Constantin legte den Kopf zurück und entblöbte ein Raubtiergebiss.

„Warum kommt die Chefin der Garde nicht selbst?“

„Weil sie Leute wie mich für die Drecksarbeit hat.“

Constantin stieß ein dröhnendes Lachen aus.

„Du hast Sinn für Humor, Mann.

Warum schenken wir uns nicht diesen Scheiß und ziehen gemeinsam um die Häuser?

Gehen in die Clubs, suchen uns ein paar Mädchen?“

Alans Blick flog über das verwüstete Wohnzimmer.

Der Körper der Frau lag zwischen den Trümmern eines Regals wie eine zerbrochene Puppe.

Ein Stück entfernt regte sich der Junge.

Constantin machte eine Kopfbewegung zu der Frau hin.

„Ich teile eigentlich nicht.

Aber in deinem Fall würde ich eine Ausnahme machen.“

„Ich trinke kein Blut“, gab Alan zurück.

„Dein Pech.“

Der große Mann zuckte mit den Schultern. Halb wandte er sich ab, machte zwei Schritte und bückte sich nach der Frau. Sie leistete keinen Widerstand, als Constantin sie bei den Schultern packte. Alan zog das Schwert hoch in einem funkelnden Bogen.

Er war nicht einmal überrascht, wie leichtfüßig Constantin dem Hieb auswich. Der Bluttrinker hatte gute Reflexe. Schwer sank der Körper der Frau zurück auf den Boden. Alan bezweifelte, dass noch Leben in ihr steckte.

„Das war ein Fehler!“

Constantin wich zurück und zog eine Pistole.

Er war viel wendiger, als seine Größe vermuten ließ.

Alan federte in die Knie, bevor der erste Schuss krachte, das Schwert flach vor sich, während er mit der anderen Hand nach dem Dolch langte.

Die Kugeln fetzten Putz und Holzsplitter aus der Wand.

Alan schnellte vor, ein rascher Hieb, die Pistole polterte zu Boden.

Blut tränkte Constantins Shirt, den Arm hinauf bis zur Schulter.

Alan setzte nach, doch dieses Mal entging Constantin der Klinge.

Der Bluttrinker sprang zurück und schleuderte einen Stuhl nach Alan. Alan setzte ihm nach, quer durch den Raum.

Constantin riss den Jungen hoch, drehte sich und hielt ihn wie einen lebenden Schild vor sich.

Blutgeruch hing in der Luft.

Der Kopf des Jungen war ihm auf die Brust gesunken.

Constantins Zähne schmiegteten sich an den glatten Hals, durchbrachen aber nicht die Haut.

„Du willst doch kein Kind sterben lassen?“, murmelte er.

Alan veränderte den Griff um seinen Dolch. Der Junge bedeutete ihm nichts.

Ein Ghetto-Kind, das wahrscheinlich vor Jahren schon begonnen hatte, Autos zu klauen und Schnapsläden zu überfallen. Die Lider des Jungen flatterten. Alan hob das Schwert ein wenig an.

Er spürte die Bewegung mehr, als dass er sie sah, fuhr instinktiv herum.

Sein Schwert, in einem kraftvollen Schlag, schnitt durch Fell und Muskeln.

Der Ruck schoss schmerzvoll seinen Arm hinauf, dann prallte der riesige Wolfshund gegen seine Brust und riss ihn von den Füßen.

Alan stürzte auf den Tisch vor dem Sofa,

Glas splitterte, ein heftiger Schmerz in seinem Rücken.

Geifer traf ihn aus dem Rachen der Bestie und nahm ihm fast den Atem.

Im Reflex ließ er das Schwert fallen und riss seinen Arm hoch, um das Tier abzuwehren. Seinen Dolch in der anderen Hand begrub er tief im Leib des Hundes.

Das Knurren glitt ab in ein hohes Winseln, Krallen schabten über den Boden.

Alan rammte den Arm zwischen die Zahnreihen, als der Hund nach seiner Kehle schnappte.

Doch die Wucht des ersten Angriffs war gebrochen. Mit einem Ruck zertrümmerte Alan den Dolch frei und landete einen weiteren Stich in die Seite, dann in den Hals der Bestie. Als sich die Kiefer um seinen Arm endlich lösten, stieß er den schweren Körper von sich.

Der Gestank nach Blut wurde überwältigend.

Taumelnd richtete er sich auf.

Und starrte in die Mündung der Pistole, dahinter Constantins wutverzerrtes Gesicht. Der Schuss hallte ohrenbetäubend durch den Raum.

Mit Verzögerung realisierte Alan, dass die Kugel ihn nicht getroffen hatte.

Constantin blinzelte und drehte sich um. Noch ein Schuss fiel.

Der Bluttrinker schwankte und gab den Blick frei auf den Jungen, der an der Wand

kniete und mit beiden Händen einen Revolver umklammert hielt.

Alan sprang.

Er riss Constantin aus dem Gleichgewicht, bevor der seinerseits abdrücken konnte. Gemeinsam krachten sie zu Boden. Constantin rammte ihm die Pistole ins Gesicht, eine Kugel löste sich, ein Brennen. Warm rann ihm Blut über die Wange. Alan schüttelte den Kopf, um die Schlieren vor seinen Augen zu vertreiben.

Sie wälzten sich herum, während er Constantins Handgelenk mit der Waffe umklammerte.

Der große Mann kämpfte wie ein Wahnsinniger, schien seine Wunden kaum zu spüren. Alan brachte die eigene Hand mit dem Dolch hoch, seine Finger glitschig vom Blut.

Seine Muskeln brannten vor Anstrengung. Constantin war stark.

Als sich endlich die Klinge ins Fleisch des Bluttrinkers senkte, ihm erst die Wange aufriss und danach die Kehle, legte Alan alle verbliebene Kraft in den Streich.

Er verbreiterte die Wunde und Constantin keuchte, die Augen weiteten sich.

Das Leben floss aus ihm heraus, die Macht, die Unsterblichkeit.

Alan hielt weiter sein Handgelenk gepackt, immer weiter, bis die Pistole den kraftlos gewordenen Fingern entglitt, die Knie sich

nicht länger in seinen Leib bohrten und der rasselnde Atem nur noch sein eigener war.

Benommen wälzte er sich unter dem Leichnam hervor und richtete sich auf. Jedes Zeitgefühl war ihm verloren gegangen.

Er erinnerte sich nicht, ob es Stunden gewesen waren, die er mit dem Mann gerungen hatte oder nur wenige Sekunden. Das schäbige Wohnzimmer glich einem Schlachtfeld.

Der Junge, hohläugig wie ein Geist, kniete noch immer vor der Wand, den Revolver zitternd in seinen Händen.

Alan bückte sich nach seinem Schwert. Überwältigende Leere spülte über ihn hinweg.

„Ruf die Bullen“, sagte er, ohne den Jungen anzusehen.

„Die kümmern sich um dich.“

In der Aufwärtsbewegung erfasste er den Körper der Frau.

Ihr Kopf war in einem unmöglichen Winkel abgeknickt, die Augen leblos und weit offen.

Die Antwort kam so leise, dass er die Worte nicht verstand.

„Was?“ Sein Blick streifte die Pistole.

„Und nimm die Waffe runter, die brauchst du nicht mehr.“

„Ich komme mit.“

Es war eine dünne Stimme, mit spanischem Akzent, der sich schwer über die Silben legte. Ghetto-Slang.

„Nein, tust du nicht.“

Alan fragte sich, ob die Frau mit dem gebrochenen Genick die Mutter des Jungen war.

Nur für einen Herzschlag, dann vertrieb er den Gedanken.

Ohne sich noch einmal umzublicken, stieg er über den Kadaver des Wolfshundes und trat hinaus ins Freie.

*

Katherina wirkte abwesend, als er ihr von Constantin erzählte, beinahe desinteressiert.
So als habe er eine Lappalie für sie erledigt.

„Was ist mit dem Buch?“, fragte Alan.
Sie drehte sich nicht zu ihm um. Stand nur am Fenster und blickte hinab auf die Straße. Sonne fing sich in ihrem Haar und hüllte sie in einen goldenen Schleier.
„Du hast ein Blutbad angerichtet.“

Er hätte schwören können, dass sie lächelte.

„Die Frau war schon tot.“

„Er hatte ein Verhältnis mit ihr.
Eine illegale Stripperin, die niemand vermisst.
Das LAPD verbucht den Vorfall unter Gang-Rivalitäten.
Die fragen einige Nachbarn und legen es dann zu den Akten.“

Alan dachte an den hohläugigen Jungen und fühlte einen Stich Verärgerung, weil er diesen Blick einfach nicht beiseitewischen konnte.

„Das Buch“, wiederholte er.

Ihr Schweigen zog sich in die Länge.

„Es gibt noch etwas“, sagte sie schließlich,
„um das du dich kümmern musst.“

Mit zwei Schritten war er bei ihr und zog sie herum, zwang sie, ihn anzusehen.
Er packte ihre Arme fester als notwendig.
Ihr Duft streifte seine Sinne, Sandelholz und Lilien. „Wir hatten eine Abmachung.“
„Nur noch eine Sache – “
„Versuch nicht, mich hinzuhalten.“
„Und was willst du tun?“
Ihre Stimme wurde schneidend.
„Es dir mit dem Schwert holen?
Der Weg des Kriegers?“

Er starrte sie an.

Nicht der Anflug eines Lächelns lag auf ihrem Gesicht.

Und es reizte ihn.

Es reizte ihn wirklich, sie rücklings gegen die Wand zu schleudern und ihr die Kehle aufzuschlitzen, solange sie zu benommen war, um sich zu wehren.
Zugleich wusste er aber, dass er das nicht konnte.

Da war zuviel, das sie verband.

Nicht die flüchtige Lust, die sie einander gewährten.

Das war keine Liebe zwischen ihnen, diese Illusion hatten sie längst aufgegeben.

Doch die brauchte er auch nicht.

Was sie zusammenschmiedete, waren gemeinsame Kämpfe, die Allianzen und Bündnisse in all den Jahren.

Anstelle von Liebe gab es Respekt.

Und Respekt war mehr als genug.

Deshalb kämpfte er die Versuchung nieder, starrte Katherina an und wusste, dass sie in

ihm las wie in einem offenen Buch.

Abrupt ließ er sie los.

„Glaubst du, ich weiß nicht, dass es für deinen Vater ist?“

„Es ist eine alte Legende!
Katherina, das sind Ammenmärchen!“

Ihre Augen verengten sich.

„Deshalb setzt du auch Himmel und Hölle in Bewegung.“

„Mein Vater ist davon besessen, aber das heißt nicht, dass es mehr ist als eine staubige Geschichte.“

Entnervt stieß er den Atem aus.

„Komm schon, er hat eine Sammlung, die die Vatikanbibliotheken blass aussehen lässt.“

Glaubst du, dieses Buch macht auch nur den kleinsten Unterschied?“

Katherina strich sich das Haar zurück, eine seltsam verletzliche Geste.

Der Zorn in seinem Inneren verdichtete sich.

Sie manipulierte ihn schon wieder.

„Warum tust du das?“, fragte sie.

„Er ist mein Vater.“

„Und du bist sein folgsamer Sohn.“

Sie schnaubte. „Seit über dreihundert Jahren.“

*

Etwas stimmte nicht, als er Katherinas Haus verließ.

Zuerst war er zu verärgert, um viel von seiner Umgebung wahrzunehmen. Doch er spürte eine Präsenz, und auf den letzten Metern zu seinem Wagen war er sich sicher, dass ihn jemand beobachtete.

Alan tastete nach dem Dolch unter seiner Jacke. Vielleicht waren es Freunde von Constantin.

Vielleicht hatte jemand Alan erkannt, vergangene Nacht, als er den Bluttrinker getötet hatte.

Sein Körper schmerzte immer noch von den frisch verheilten Wunden.

Die Heiltransformation hatte ihn Kraft gekostet und Katherinas Gleichgültigkeit machte ihn wütend.

Er stieg in den Wagen und musterte noch einen Moment die Umgebung.

Doch er konnte nichts Ungewöhnliches entdecken.

Der Verkehr floss träge auf zwei Spuren, ein paar Gärtner beschnitten die Büsche auf dem Nachbargrundstück.

Nur dieses vage Gefühl, beobachtet zu werden.

Auf dem Freeway zurück nach Downtown behielt er den Rückspiegel im Blick, doch konnte kein Muster erkennen. Vielleicht war er einfach paranoid.



Der süßliche Gestank nach Kupfer und Blut, der immer noch im Wagen hing, verursachte ihm Kopfschmerzen. Alan ließ die Scheibe herunter. Warme Luft drückte ins Innere.

Katherinas Garde existierte, seit sich Alan erinnern konnte, eine Autorität, die die meisten der Schattenläufer akzeptierten. Die Garde verfolgte Renegaten in den eigenen Reihen, sie wachte darüber, dass die Existenz ihrer Brut nicht ins Bewusstsein der Menschen drang. Deshalb hatte Katherina ihn auch gedrängt, Constantin zu töten, nachdem der begonnen hatte, für seine Sucht nach menschlichem Blut offen zu morden. Doch mächtige Schattenläufer wie Alans Vater beugten sich nicht dem Willen der Garde.

Als die Glastürme von Downtown neben ihm auftauchten, fuhr er vom Freeway ab. Dichter Nachmittagsverkehr verstopfte die Straßen.

Alan hatte den Gedanken an Constantins rachsüchtige Freunde beinahe wieder verdrängt, als er in die Tiefgarage des Apartmenthauses in der Figueroa Street rollte.

Doch dann erfasste er den Wagen im Rückspiegel, der direkt hinter ihm die Einfahrt passierte.

Er nahm die Rampe hoch zur nächsten

Ebene mit mehr Schwung, als gut für den Wagen war, schleuderte um die Kurve und beschleunigte die gerade Strecke an den parkenden Fahrzeugen entlang. Ein Stück entfernt glaubte er einen aufheulenden Motor zu hören. Das Schwert lag noch immer im Fußraum unter der Rücksitzbank. Alan erklimmte eine weitere Rampe, und noch eine, fuhr hoch bis zur sechsten Plattform und parkte zwischen zwei Säulen. Er stieg aus, griff nach dem Schwert und lauschte.

Die Minuten zogen sich endlos, ohne dass etwas geschah.

Schließlich setzte er sich in Bewegung. Langsam, vorsichtig. Die Rampe hinab und weiter zur Treppe. Die Garage wirkte verlassen im trüben Licht. Und dann stand da plötzlich der Junge.

*

Seine Jeans hingen ihm locker auf den mageren Hüften, darüber ein Linkin' Park T-Shirt, das er schon am Vorabend getragen hatte.

„Was willst du hier?“, fragte Alan. Vor Überraschung war er mitten in der Auffahrt stehen geblieben. Das Schwert in seiner Hand fühlte sich wie ein Fremdkörper an.

„Ich schulde Ihnen was, Sir.“ Der Akzent machte die Silben schwer und kantig. „Weil Sie ihn umgelegt haben.“

„Du schuldest mir gar nichts.“

„Ich kann Dinge für Sie machen.“ Der Junge zuckte mit den Schultern. „Was Sie wollen. Wenn Sie was brauchen“

„Verschwinde“, unterbrach ihn Alan. „Geh nach Hause.“

„Da kann ich nicht hin.“

„Oder in die Schule, oder – “

„Wegen der Cops. Ich muss ein paar Tage untertauchen.“ Das klang so befremdlich aus dem Mund dieses Jungen, dass Alan für einen Moment nicht wusste, was er erwidern sollte.

„Er hat meine Mutter umgebracht.“
Sie Stimme des Jungen wurde dünn.
„Aber Sie sind nicht schuld.
Früher oder später hätte er sie sowieso
umgelegt.
Sie haben ihn erwischt, und seinen scheiß
Hund auch, und deshalb stehe ich jetzt in
Ihrer Schuld, Sir.“
Er betrachtete für einen Moment den
Revolver, den er offen im Hosenbund trug.
„Haben Sie zufällig was zu essen da?“

Alan folgte seinem Blick.
„Du solltest das Ding nicht so offen tragen.“
Der Junge war ein halbes Kind, vielleicht
vierzehn Jahre alt.
Er sollte überhaupt keine Waffen tragen.
Alan setzte sich wieder in Bewegung, bis er
dicht neben dem Jungen stand.
Er schluckte das Schuldgefühl herunter, das
sich in seiner Kehle regte.
Der Junge ging ihn nichts an.
Er war kein verdammter Sozialarbeiter.
„Verschwinde endlich“, sagte er.
„Und steck die verdammte Pistole weg,
sonst kriegst du nur Ärger mit den Cops.“

*

Der Junge blieb hartnäckig.
Alan sah ihn später am Nachmittag auf der
Straße, auf dem Weg zum Convenience
Store.
Er hockte dort, auf der anderen
Straßenseite, und schien in der Sonne zu
dösen.
Die Pistole war verschwunden, doch Alan
vermutete, dass der Junge sie einfach nur
unter dem T-Shirt versteckt hatte.

Eigentlich hatte Alan nur Wasser und eine
Zeitung kaufen wollen, doch dann, fast
widerwillig, packte er zwei Sandwiches in
den Korb.

Auf dem Rückweg blieb er vor dem Jungen
stehen, der sofort die Augen öffnete, als
hätte er nur auf ihn gewartet.
„Willst du ein Sandwich?“, fragte er.

Mit beiden Händen fing der Junge die
Papiertüte und stand auf.
„Kann ich mitkommen?“

Alan hob abwehrend die Hände.

„Ich meine“, der Junge warf einen Blick in
die Tüte, „ich kann das hier nicht auf der
Straße essen, okay?
Ich bin kein Penner, Mann.“

In Alan kämpfte Belustigung mit Ärger.
Der Kleine ging ihm auf die Nerven;
andererseits hatte er spitzbübische

Bauernschläue an sich, die Alan amüsant
fand.
„Wir können uns da vorn in den Park
setzen.“

Der Junge stieß den Atem aus, als sei das
das Langweiligste, was er jemals gehört
hatte.

„Jetzt sei keine Diva.“
In plötzlich aufwallender Sentimentalität
schlug Alan ihm auf die Schulter.
„Ich habe dir gerade ein Sandwich gekauft.
Du könntest ein bisschen mehr Dankbarkeit
zeigen.“

Nebeneinander liefen sie die Straße
hinunter, zwei Blocks bis zur Hope Street
und tauchten unter die schattigen Bäume.
Sie suchten sich einen Platz im Gras,
zwischen kichernden Mädchen von der
benachbarten Modeschule und einer
mexikanischen Großfamilie.

„Wie heißt du überhaupt?“, fragte Alan.

„Marty.“

„Marty, ja?“ Alan streckte die Hand aus.
„Ich bin Alan.“ Die Finger des Jungen
fühlten sich kühl an und erstaunlich fest.
„Wo hast du eigentlich die Pistole?“

Marty fasste nach dem Saum seines Linkin'
Park T-Shirts, aber Alan packte rasch seinen

Arm. „Schon gut“, sagte er hastig.

Marty bestand nicht darauf, ihn zurück in sein Apartment zu begleiten.

Zuerst war Alan erleichtert darüber.

Doch später verspürte er leise Traurigkeit, als er am Fenster stand und hinab in die dämmrige Straßenschlucht blickte.

Die Nacht zog herauf und er fragte sich, ob Marty bei Freunden übernachtete, oder ob er es wagte, im Haus seiner Mutter zu schlafen.

*

Zuerst haftete ihren Treffen etwas Zufälliges an, obwohl Alan wusste, dass Marty auf ihn wartete.

Er traf ihn auf dem Weg zum Convenience Store, oder entdeckte ihn am Straßenrand, wenn er mit dem Auto unterwegs war. Unmerklich schlich sich der Junge in sein Leben.

Eines Morgens ertappte sich Alan bei der Frage, ob sich Marty für Baseball interessierte.

Alle Jungs in seinem Alter mochten Baseball, oder nicht?

Alan kaufte Karten für das Spiel am Wochenende und fuhr mit Marty ins Dodgers Stadion.

Danach gingen sie bei Wendy's essen.

„Es geht um Respekt, Mann.“

Alan blickte von seinem Teller auf. „Was?“, fragte er mit vollem Mund.

„Respekt, verstehst du?“

Marty wischte sich die Hände an den Jeans ab.

„Ich will meine Schuld bei dir begleichen, damit du verstehst, dass ich dich respektiere.“

„Ich glaub's dir auch so.“

„Warum lässt du mich dann nicht in dein Apartment?“

Denkst du, ich fass' deine Sachen an?“

Verblüfft lehnte Alan sich zurück.

„Ich will dich nicht anschnorren, Mann. Nicht dass du denkst, ich suche 'nen Platz zum Bleiben.“

Ich hab 'nen Platz.“

Aber keine Familie, fügte Alan in Gedanken hinzu.

Niemanden, der sich um dich kümmert. Der sich Sorgen macht, wenn du mal zwei Tage verschwindest.

Er wollte diese Freundschaft nicht.

Er wollte nicht Marty's Mentor sein, oder sein großer Bruder.

Wenn er zuließ, dass Marty ihm vertraute, bürdete er sich eine Verantwortung auf, die ihn erdrücken würde.

Er war der Falsche für einen Jungen wie Marty.

Ein Söldner, der tötete, weil sein Vater es ihm befahl.

Oder weil Katherina ihn erpresste.

Aus fadenscheinigen Gründen.

Weil es so leicht ging und weil er gut darin war.

*

Am Tag nach dem Spiel tauchte Marty nicht auf.

Und auch nicht am darauf folgenden. Alan begann sich Sorgen zu machen. Er durchwanderte ziellos die Straßen in der Nachbarschaft, weil er hoffte, den Jungen irgendwo zu entdecken.

Am dritten Tag setzte er sich in den Wagen und fuhr zurück in die trostlose Gegend hinter der Union Station.

Das Haus, in dem er Constantin getötet hatte, war verschlossen, Absperrband über die Stufen gespannt.

Alan entdeckte ein Siegel an der Tür und spähte durch die Fensterscheiben ins Innere, ohne viel erkennen zu können.

Die Nachbarn öffneten nicht, als er klingelte.

Auf dem Rückweg spielte er mit dem Gedanken, Katherina anzurufen, und verwarf die Idee.

Das war nicht die Art von Trost, die er brauchte.

Die Tickets vom Dodgers Spiel lagen in der Mittelkonsole.

In der Nacht darauf schlief er schlecht. Er hatte das Gefühl, eine Chance vertan zu haben.

Leichtfertig hatte er den Splitter weggeworfen, der in den Riss in seiner Seele passte.

Schließlich weckte ihn das Hämmern an seiner Tür.

Morgendunst filterte die Sonnenstrahlen.

Alan nahm seine Pistole vom Tisch und zog den Riegel zurück.

Marty stand reglos und betrachtete einen Schmutzleck am Türrahmen.

„Hey“, murmelte er.

Die Erleichterung war so überwältigend, dass Alan nach Worten ringen musste.

„Du bist wieder da“, stieß er hervor.

„Ich hab’ was für dich.“

Endlich blickte Marty ihn an.

„Wenn du mich rein lässt, gebe ich’s dir.“

Alan stieß die Tür weiter auf, bis sie gegen die Wand schlug und machte eine einladende Handbewegung.

„Willst du Kaffee?“, fragte er.

„Das heißt, ich kann reinkommen?“

Die Frage versetzte ihm einen kleinen Stich.

Ein vages Schuldgefühl.

Doch es dämpfte nicht die Euphorie und die Wärme, die ihn erfüllte.

„Klar.“

Er ging voraus in die Küche und öffnete den Kühlschrank.

„Es gäbe auch noch Orangensaft.“

Als er sich wieder aufrichtete, sah er, dass

der Junge ein Päckchen auf den Tisch legte.

„Ich dachte, dein Apartment ist größer“, sagte Marty.

„Tut mir leid, dich zu enttäuschen.“

„Schon okay.“

Ein Schulterzucken.

„Willst du’s sehen?“

Ein Schauer überlief Alan, als er erkannte, was es war.

Das Buch war klein und schmal und ohne jeden Zierrat.

Der Einband bestand aus schlichtem Leder, NEPHILIM war in Großbuchstaben hineingeprägt.

„Freust du dich?“, fragte Marty.

„Es ist das richtige, oder?“

Das, was du haben wolltest?“

Alan nickte.

In seine Fassungslosigkeit mischte sich aufkeimender Zorn.

Unglaublich, welches Risiko der Junge auf sich genommen haben musste –

„Sie hat keinen Respekt.“

Marty zog sein T-Shirt gerade.

„Sie wollte dich aufs Kreuz legen.“

„Ich weiß.“

Mit zwei Schritten war Alan bei ihm und

packte ihn an den Armen.
„Wie hast du das gemacht?
Woher weißt du überhaupt davon?“
Er konnte seinen Tonfall nicht mehr ruhig halten.
„Bist du verrückt geworden?!
Du hättest dabei draufgehen können!
Hast du eine Ahnung, wen du da bestohlen hast?“

„Das ist kein Diebstahl, Mann!“
Trotz schwang in Martys Stimme.
„Sie hat den Handel nicht eingehalten – “
„Hast du mich verstanden?
Die hätten dich umlegen können, wenn sie dich erwisch hätten.“

„Aber das haben sie nicht.“
Ein Grinsen breitete sich auf dem Gesicht des Jungen aus.
„Ich bin nämlich der Beste.
Kein Mensch erwischt mich, okay?“

Kein Mensch vielleicht.
Erschöpft ließ Alan los.

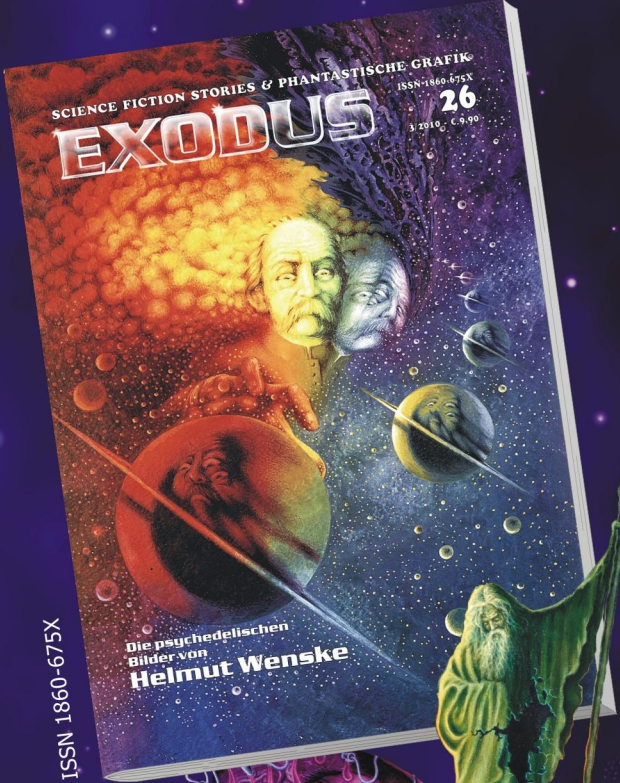
„Kann ich jetzt – “ Marty machte eine Armbewegung, die vage das Zimmer umfasste, „öfters herkommen?
Ich bin nicht wie die – “
Was immer er hatte sagen wollen, er verbiss sich das Wort im letzten Moment.
„Ich respektiere dich, Mann. Ich steh' in deiner Schuld, ich kümmere mich um dich.“

„Klar.“ Alan musste lächeln. „Willst du jetzt einen Kaffee oder nicht?“

„Kaffee klingt gut.
Kann ich jetzt – “
„Hier bleiben?“, vervollständigte Alan die Frage.
Die Wärme in den Worten fühlte sich gut an.
Und er dachte, dass es einen Versuch wert war, Martys Vertrauen nicht zu enttäuschen.

23. Sep. 2009 - Andrea Gunschera

<http://www.littera.info/kurzgeschichten/index.php>



SCIENCE FICTION STORIES & PHANTASTISCHE GRAFIK
EXODUS 26
ISSN 1860-675X
3/2010 - € 9,90

Die psychedelischen
Bilder von
Helmut Wenske

ISSN 1860-675X

SCIENCE FICTION STORIES & PHANTASTISCHE GRAFIK
EXODUS 26
Rock 'n' Roll!

Schwerpunktthema der aktuellen Ausgabe:

Die psychedelischen Bilder von Helmut Wenske

DIE GALERIE: acht Farbseiten mit den Bildern von Helmut Wenske
Uwe Anton: »Helmut Wenske · Kein Leben für die Science Fiction aber was für ein Leben!«
Helmut Wenske: »Phantastik Kunst & Kifferwahn«
A. Pernath: »Aufbruch« · Gedicht zu dem Bild von Helmut Wenske
Horst-Dieter Radke: »Fabel von der Schnecke und der Zeit«, zu dem Bild von Helmut Wenske

Kurzgeschichten und Novellen von
Hans Joachim Alpers, Martin Baresch, Helmut Ehls, Frank G. Gerigk, Olaf Kemmler, Reinhard Kleindl, Axel Kruse, Horst Pukallus, Uwe Post und Christian Weis.

Illustriert von
Gerd Frey, Crossvalley Smith, Klaus G. Schimanski, Chris Schlicht, Hubert Schweizer und Robert Straumann.

Mehr SF war nie
- jetzt bestellen!

WWW.EXODUSMAGAZIN.DE

Artikel: *Obama lenkt NASA in neue Richtung*

Timo Lange berichtet vom Ende von Bushs ambitionierten Mondplänen.

Das Ende des Constellation-Programms

Nach monatelangen Diskussionen und Spekulationen über den weiteren Kurs der bemannten Raumfahrt in den USA zeichnet sich nun mit der Veröffentlichung des NASA-Budgets für das Haushaltsjahr 2011 eine neue Richtung ab.

Das bisherige Constellation-Programm zur bemannten Erforschung des Mondes ist damit Geschichte.

*

Die Hoffnung auf eine rasche, richtungsweisende Entscheidung des neuen Präsidenten wurde nicht bestätigt.

Nach dem tödlichen Unglück des Space Shuttles Columbia im Jahr 2003 war klar, dass die bemannte Raumfahrt in den USA einen fundamentalen Wandel erleben würde.

Die damalige Bush-Administration beschloss daraufhin, das Shuttle noch bis zum Ende des Jahrzehnts fliegen zu lassen, um den Aufbau der Internationalen Raumstation (ISS) beenden zu können.

Eine neue Zielsetzung erhielt die NASA für

die Post-Shuttle-Ära im Jahr 2005 durch die so genannte Vision for Space Exploration (VSE), die die Entwicklung zweier neuer Trägerraketen? der bemannten Ares I und der Schwerlasttrakete Ares V ? mit dem Zweck der bemannten Rückkehr zum Mond und ultimativ dem Flug zum Mars vorsah.

Wie bei großen Projekten in der Raumfahrt nicht unüblich, dehnte sich der ursprüngliche Zeitplan erheblich aus, während die Kosten unaufhaltsam zu steigen schienen.

Schon früh in der Entwicklung wurde immer mehr Kritik laut, insbesondere am Design und den Fähigkeiten der relativ leistungsschwachen Ares I, welche mit der ebenfalls neu zu entwickelnden Kapsel Orion die Astronauten starten sollte, und an den immensen projektierten Kosten des Schwerlastträgers Ares V.

Nach dem Wahlsieg Barack Obamas Ende letzten Jahres wurde es zunehmend wahrscheinlicher, dass das Constellation-Programm nicht in der bisherigen Form weitergeführt oder sogar ganz gestrichen werden würde.

Nachdem sich jedoch bereits die Ernennung

des neuen NASA-Administrators nach der Amtsniederlegung des bisherigen Administrators Michael Griffin erheblich verzögerte, wurde die Hoffnung auf eine rasche, richtungsweisende Entscheidung des neuen Präsidenten nicht bestätigt. Da über den weiteren Kurs der NASA auch nach dem Antritt des neuen NASA-Administrators, dem Ex-Astronauten und General Charles Bolden, weiterhin Unklarheit herrschte, wurde im Sommer 2009 die so genannte Augustine-Kommission eingesetzt, welche den Auftrag bekam, mehrere Optionen für die Zukunft der bemannten Raumfahrt herauszuarbeiten, jedoch keine explizite Empfehlung abzugeben.

*

Die Augustine-Kommission

Es wird nach dem Budgetvorschlag Obamas weder die beiden Ares-Raketen geben noch soll die Entwicklung der Orionkapsel weitergeführt werden.

Das zentrale Ergebnis dieser Untersuchung



war, dass mit dem bisherigen Budget der NASA kein Mondflug und allgemein kein Verlassen des niedrigen Erdorbits (LEO) in absehbarer Zeit möglich sein würde die Ziele der Vision for Space Exploration konnten folglich nicht erreicht werden.

Jedoch erhielt eine der vorgeschlagenen Optionen des Kommissionsberichts, der so genannte Flexible Path, besonders viel mediale Aufmerksamkeit.

Diese Option brach mit dem bisherigen Paradigma der bemannten Landung auf anderen Hauptkörpern des Sonnensystems, wie Mond oder Mars, und sah stattdessen den Flug zu verschiedenen Zielen wie etwa erdnahen Asteroiden außerhalb der großen Schwerkraftsenken des Sonnensystems vor. Zudem wurden immer mehr Stimmen laut, die der NASA ausschließlich die Durchführung bemannter Flüge außerhalb eines Erdorbits verantworten wollten, während der Transport in den niedrigen Erdorbit durch bisher nicht einsatzbereite kommerzielle Anbieter stattfinden sollte.

Ende von Constellation wahrscheinlich

Nach der vor kurzem erfolgten Veröffentlichung des Budgets der NASA für das Fiskaljahr 2011 scheint nun zumindest die Kommerzialisierung der bemannten Raumfahrt beschlossene Sache zu sein. Der US-amerikanische Transport von Astronauten in den LEO soll demnach in Zukunft von Raumfahrtunternehmen

übernommen werden. Hierfür sollen im nächsten Fiskaljahr 500 Millionen US-Dollar ausgegeben werden.

Weiterhin wurden Gelder bereitgestellt, um die ISS zumindest bis zum Jahr 2020 betreiben zu können, was weithin erwartet und insbesondere von den internationalen Partnern der NASA explizit gefordert wurde. Für darauf bezogene Aktivitäten wurden für das nächste Fiskaljahr zunächst 183 Millionen US-Dollar bereitgestellt. Die Installation eines Zentrifugenmoduls zur Erforschung der Wirkung verschiedener Schwerkraftumgebungen auf den menschlichen Körper sowie der Einsatz neuer aufblasbarer Stationsmodule sind dabei laut Weißem Haus während der verlängerten Einsatzdauer der ISS geplant.

Pläne für über den Erdorbit hinausreichende Aktivitäten und die damit zusammenhängende Entwicklung eines Schwerlastträgers wurden trotz einer Budgeterhöhung von insgesamt 6 Milliarden US-Dollar über die nächsten fünf Jahre allerdings zunächst auf Eis gelegt. Es wird nach dem Budgetvorschlag Obamas weder die beiden Ares-Raketen geben noch soll die bisher unumstrittene Entwicklung der Orionkapsel weitergeführt werden. Lediglich in die Entwicklung neuer Technologien für ein künftiges bemanntes Transportsystem wird investiert. Darüber hinaus sollen im Rahmen eines

umfassenden Technologieprogramms verschiedene Schlüsseltechnologien wie automatisierte und autonome Dockingsysteme, geschlossene Lebenserhaltungssysteme, orbitale Treibstoffdepots und neue Antriebssysteme entwickelt und getestet werden.

Details bleiben bis zu diesem Zeitpunkt allerdings unbekannt, auch wenn Charles Bolden in seiner die Budgetveröffentlichung begleitenden Rede blumige, zukünftige Reisezeiten zum Mars "im Bereich von Wochen" verspricht, was die Entwicklung radikal neuer Konzepte der Energieversorgung und des Antriebs im Weltraum voraussetzen würde. Für diese Aktivitäten sind zunächst 1,2 Milliarden US-Dollar vorgesehen. Daneben wird es ein weiteres, 369 Millionen Dollar umfassendes, NASA-weites Technologieentwicklungsprogramm geben.

*

Das Gesamtbudget der NASA für das Fiskaljahr 2011 soll 19 Milliarden US-Dollar betragen 700 Millionen mehr als dieses Jahr.

Weitere Ausgabenpunkte umfassen unter anderem 3,2 Milliarden Dollar für allgemeine Wissenschafts- und Forschungsaufgaben sowie eine Reihe von Weltraumteleskopen und

Forschungs sonden, darunter den Nachfolger des bekannten Hubble-Weltraumteleskops, das James Webb Space Telescope, sowie für unbemannte Missionen zu Mond und Mars. 150 Millionen Dollar sollen für die Entwicklung neuer Erdbeobachtungsaufgaben ausgegeben werden, wobei weitere 170 Millionen Dollar für den Ersatz des im letzten Jahr beim Start abgestürzten Satelliten zur Untersuchung von Treibhausgasen in der Erdatmosphäre, des Orbital Carbon Observatory (OCO) eingeplant sind.

Eine wesentliche Verlängerung des Space-Shuttle-Programms wird es entgegen den Erwartungen vieler Beobachter nicht geben. Für die letzten fünf Flüge werden insgesamt 600 Millionen Dollar bereitgestellt, um, wie das Weiße Haus in einer Pressemitteilung formuliert, "die sichere und ordentliche Außerdienststellung des Space-Shuttle-Programms sicherzustellen, auch wenn sich diese bis in das Fiskaljahr 2011 verzögern sollte".

Das Gesamtbudget der NASA für das Fiskaljahr 2011 soll demnach 19 Milliarden US-Dollar betragen, was einer Erhöhung um 700 Millionen gegenüber 2010 entspricht. Das Budget muss allerdings noch von beiden Kammern des Kongresses abgesegnet werden, wo sich jedoch bereits vor der Budgetveröffentlichung Widerstand abzeichnete. Der endgültige Ausgang der politischen Auseinandersetzung um die Zukunft der bemannten Raumfahrt in den USA ist folglich weiterhin offen.

Weiterführende Links

TZN Raumfahrer.net: Die Augustine-Kommission
Bericht der Augustine-Kommission veröffentlicht.

<http://www.raumfahrer.net/news/raumfahrt/23102009001120.shtml>

TZN Raumfahrer.net: HTV

Der japanische Raumtransporter HTV wurde vorgestellt.

<http://www.raumfahrer.net/news/raumfahrt/03072006154438.shtml>

TZN Raumfahrer.net: Raumcon-Forum
Diskussion: Die künftige Strategie der bemannten US Raumfahrt.

<http://www.raumfahrer.net/forum/smf/index.php?topic=4201.0>

Quellenangabe ("TrekZone Network")

<http://www.trekzone.de>



Wissenschaft: *Technologien der Zukunft - Holodeck und Replikator* von Andreas Dannhauer

"Computer! Ein Stück New Yorker Käsekuchen!"

Und ein paar Sekunden später erscheint im Ausgabefach des Nahrungsreplikators das Gewünschte.

Wäre das nicht schön?

Eine Maschine die jedes einprogrammierte Gericht einfach erzeugt, kein Kochen und Backen und keine Vorratshaltung mehr.

Wie funktioniert das?

Laut dem offiziellen technischen Handbuch basiert der Replikator auf dem Transportersystem.

Eine strukturlose Grundmasse wird dematerialisiert, d. h. in seine Bestandteile zerlegt und dann im Ausgabefach wieder zusammengesetzt.

Leider musste ich den Transporter in einer früheren Ausgabe bereits als unrealistisch ablehnen.

Der Replikator wird jedoch laut Handbuch nur mit molekularer Auflösung betrieben. Hilft uns das irgendwie?

Molekulare Auflösung heißt, es müssen alle möglichen Moleküle, die in der Speise vorkommen, gespeichert sein. Diese werden dann benutzt, um das

Gewünschte aufzubauen.

Das spart sicherlich schon mal eine Menge Computerspeicher und wenn man die Gerichte entsprechend vereinfacht und die Menge an verschiedenen Molekülen beschränkt, sollte Speicherkapazität kein Problem darstellen, jedoch sollte das replizierte Gericht dann doch etwas anders schmecken als das Original.

Als die noch am ehesten plausible Methode, einen Transporter zu betreiben, hatte ich die Benutzung von Nanomaschinen benannt.

Eine Unmenge kleiner Roboter, die ein Objekt Stück für Stück aufbauen. Diese sind auch die erste Wahl für unseren Replikator.

Stellt sich die Frage, mit welcher Geschwindigkeit diese ein Objekt aufbauen können.

Sie können natürlich nur an der Oberfläche arbeiten und wenn sie recht flink sind und, sagen wir, 100 Moleküle pro Sekunde platzieren könnten, dann würden sie für das 5cm hohe Stück Käsekuchen immer noch mehrere Tage brauchen.

Das ist eher wenig geeignet für einen hungrigen Menschen.

Könnte aber genutzt werden für Bauteile und technische Komponenten.

Das dem Replikator derzeit am nächsten kommende Verfahren ist das Lasersintern. Dabei werden mittels Laser Schichten aus Kunststoff-, Metall- oder Keramikpulver gezielt verschmolzen.

Damit kann jedes nur denkbare dreidimensionale Gebilde erzeugt werden.

Es findet vor allem Verwendung im Prototypenbau. Nachteil: das Objekt besteht nur aus einem Stoff. Es wird in Betracht gezogen, ein solches Gerät auf Langzeitraummissionen mit zu führen um dann nach Bedarf zum Beispiel Werkzeuge herstellen zu können.

Geht es nach „Star Trek“, so ist das Holodeck die Freizeiteinrichtung der Zukunft.



Im Holodeck kann jede reale als auch fiktive Umgebung erzeugt werden und zwar täuschend echt. Auch hier kommt das Transporter-Replikator-Prinzip zum Einsatz. Der Betrachter steht quasi in einem Replikator und dieser erzeugt um ihn herum die Objekte.

Weiter entfernte Szenen werden dagegen auf die Wände projiziert. Ein Tretmühleneffekt sorgt dafür, dass der Benutzer niemals gegen eine Wand stößt.

Über die Probleme, einen Replikator zu bauen, habe ich schon gesprochen.

In einem Holodeck kommt noch eines hinzu. Die Objekte sollen sich auch noch bewegen. Hierzu sollen so genannte Mikrokraftfelder dienen, die von kleinen Projektoren in den Wänden erzeugt werden.

Womit wir wieder bei dem unlösbaren Problem wären, Kraftfelder zu erzeugen, die in einer gewissen Entfernung eine Kraft ausüben sollen und in dem Zwischenraum möglichst nicht.

Der zweite Teil der Holodecksimulation, die 3D-Darstellung auf den Wänden, ist da schon eher realisierbar.

Viele kennen wohl das 3D-Kino. Auf eine, die Polarisation erhaltende, Leinwand werden zwei Bilder in polarisiertem Licht projiziert und eine Brille, die der Betrachter trägt, lässt jeweils nur das für das linke bzw. rechte Auge bestimmte Bild durch.

Geht das auch ohne Brille? Ja. Dazu ist es jedoch notwendig, dass jedes leuchtende Element der Wand richtungsabhängig Licht abgibt. Jedes Pixel ist dann ein Projektor, der seinen eigenen Film in den Raum projiziert. Die räumliche Auslösung muss dabei mindestens so groß sein, dass ein

Betrachter, der sich im entferntesten Winkel des Raumes befindet, mit seinen beiden Augen noch unterschiedliche Bilder sieht.

Der beste derzeit zur Verfügung stehende Umgebungssimulator steht am Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik in Tübingen.

Der Cybercarpet besteht aus mehreren parallelen Laufbändern, die in Querrichtung verschoben werden können und wie bei einer Panzerkette am einen Ende abtauchen und am anderen wieder zum Vorschein kommen.

Der Benutzer trägt einen Helm mit zwei kleinen Displays für die Augen. Seine Bewegungen werden von Infrarotkameras verfolgt.

Der Computer berechnet in Echtzeit, was der Nutzer sieht und die Laufbänder sorgen dafür, dass er nicht wegläuft. Kopfhörer liefern den passenden Sound. Auf diese Weise kann man die antike Stadt Pompeji erkunden, die im Computer nachgebaut wurde. Fehlt eigentlich nur noch eine tastsensitive Umgebung.

Informationen zum Thema:

["http://de.wikipedia.org/wiki/Laser-Sintern"](http://de.wikipedia.org/wiki/Laser-Sintern)
["http://www.sueddeutsche.de/wissen/230/439972/text/"](http://www.sueddeutsche.de/wissen/230/439972/text/)

Quelle: Corona Magazine, Autor: Andreas Dannhauer, Ausgabe #230,
<http://www.corona-magazine.de>

Zimmermann geht von Friedhelm Rudolph

„Es ist leer!“

Draußen war es noch dunkel, und die Stimmung war mies.

Wir zwängten uns in dem kleinen Raum um den Tisch und schaufelten das Frühstück in uns hinein.

Drei starrten geistesabwesend an die kahlen Wände, die anderen vergruben sich in ihren Schüsseln.

„Es ist leer!“, rief Ria-Magda noch einmal und hielt sich an der Türklinke fest. Sie rang nach Atem.

Die Tätowierung auf ihrer Glatze glänzte vor Schweiß.

Sie hatte in der Aufregung sogar vergessen, ihr Gesicht mit diesem glitzernden Owa einzusprühen.

„Was ist leer?“, fragte Piet, rührte lustlos in seinem Müsli und gab selbst die Antwort.

„Unser Platz in der Tiefgarage. Natürlich.“

Du weißt doch:

Seit heute sind Autos mit Verbrennungsmotoren verboten.

Weltweit.

Jott hat ihn auf den Schrottplatz gebracht. Der Verräter.“

Jott war seit dem schrecklichen Vorfall vorgestern verschwunden. Und mit ihm unser Geld.

„Nicht der Parkplatz. Das Fach!“

„Welches Fach?“

„Na, SEIN Fach! Die Tür war offen.“

Plötzlich verstanden wir und waren hellwach.

Die Löffel fielen klappernd auf die Tischplatte.

Hocker schrammten über den Fußboden und kippten um.

An der Tür gab es ein Gedränge wie beim Entern eines Schulbusses.

Völlig außer Atem erreichte ich als erster das zentrale Leichendepot.

Zu dieser Stunde war das riesige Gebäude – abgesehen von den patrouillierenden Wachen – menschenleer.

Der Übergang von der schwül warmen Sommernacht zu der Kühlschranktemperatur im Gebäude ließ

mich noch mehr schwitzen und zugleich frösteln.

Hemd und Hose klebten an mir wie eine zweite Haut.

Ich stand im schwachen Licht der Notbeleuchtung vor dem offenen Fach mit der Nummer JZ-43567-12, das heißt, ich blieb drei Meter davon entfernt stehen, traute mich nicht, näher an das schwarze Loch heran zu treten.

Piet traf ein und nach ihm die anderen. Sie japsten nach Luft und husteten, ließen sich kraftlos zu Boden fallen oder beugten sich vornüber und stützten sich mit den Händen an den Oberschenkeln ab.

Piet torkelte an mir vorbei und sah sich die Sache an.

„Tatsächlich. Leer“, krächzte er, noch völlig außer Atem.

„Nur Leichensack drin.“

Muss Verwechslung.

Zehnjahresfrist gerade erst begonnen. Gehe sofort Manager.“

„Quatsch“, sagte Ria-Magda und hielt ihn am Arm fest, „dann hätten sie das

Namensschild abmontiert; und außerdem“
– sie wedelte mit dem Schließfachschlüssel
vor seiner Nase herum – „hätten sie mir
den hier abgenommen.
Man hat ihn gestohlen!“, fügte sie hinzu
und brach in Tränen aus.

Das passte zu ihnen.
Ihn still und heimlich verschwinden lassen.

Ich fasste mir ein Herz und warf einen Blick
in das Fach.
Ich erinnerte mich, vor seiner Verhaftung
hatte Zimmermann etwas angedeutet.
Als ich davon hörte, musste ich mich
übergeben.

„Wir müssen uns beraten“, sagte Piet.
„Rückzug.
Aber Adagio.“

Die Männer rappelten sich auf und trotteten
davon.
Ihre Flip-Flops machten auf dem
Betonboden klatschende Geräusche.

„Willst du nicht mitkommen?“, fragte ich
Ria-Magda.
„Sie werden nach dem Gerenne Hunger
haben, und einer muss doch für sie
kochen.“

„Ich möchte noch bleiben“, schluchzte sie
und wischte sich mit dem Handrücken die
Tränen aus den Augen.

Ich zuckte mit den Schultern, ließ sie
stehen und ging den anderen hinterher
zurück in unsere Absteige.
Die Morgensonne kroch in die erwachenden
Häuserschluchten.

„Ist die Tür verriegelt?“

„Ja“, beruhigte ich Piet, „habe sie selbst
abgeschlossen.“

„Gut.
Also weiter:
Wir können nicht bleiben.
Die Stadt ist zu gefährlich.
Außerdem ist die Sache gestorben.
Definitiv.
Ohne Zimmermann sind wir nur eine
religiös politisierende Kommune, mehr
nicht. — Kein Geld, kein Zimmermann:
Was können wir noch ausrichten?
Wir werden IHN nicht mehr zurückbringen
auf die Erde.
SEIN Leuchten wird die Welt nicht mehr
erhellen.
Das Raumschiff ist abgeflogen. Endgültig.“

Piet machte eine kurze Pause, alle nickten
zustimmend.
„Ich schlage vor ...“

Piet hielt mitten im Satz inne und schaute
hinüber zur Tür, die langsam aufging.
Wie kann das sein?

Ich habe die Tür doch eigenhändig
abgeschlossen.
Der Schlüssel steckt von innen.

In der Tür stand Zimmermann.
Er trug einen strahlend weißen Overall und
war barfuß.

„Ich bin es wirklich. Schaut mich nicht so
an.“

Wir sprangen auf vor Freude, wollten ihn
umarmen und in unsere Mitte nehmen,
doch er hob abwehrend die Hände.
Während des Verhörs eines natürlichen
Todes gestorben, hatte mir der Offizier
gesagt.

Abgesehen von den Wunden an Händen und
Füßen, dem nagelneuen Overall mit dem
Blutfleck unter der Brusttasche, sah er aus
wie immer: ein sehniger Asket mit tiefen
Falten im Gesicht.

Ich mochte mir nicht ausmalen, was sie mit
ihm während des Verhörs angestellt hatten.
Wie einen Müllsack warfen sie seinen
Leichnam auf die Straße, mir vor die Füße.
Ich stand da und konnte nur heulen.

„Ich komme von IHM, von seinem Planeten.
ER sendet euch die herzlichsten Grüße und
dankt für eure Treue.
Um euch zu stärken, sendet ER euch seinen
Geist.“

Mit diesen Worten hauchte er uns der Reihe nach alle an.
Sein Atem erinnerte mich an die Geschichten von sauberen Wasserquellen in dichten Laubwäldern.

Er verschwand.
Wir waren wie versteinert und glotzten ihm hinterher.

Nur Ria-Magda war unbeeindruckt.
„Wie ich es euch gesagt habe.
Ihr wolltet es mir nicht glauben.
Nachdem ihr gegangen ward, stand ich an seinem Fach und weinte.
Ich hatte das Gefühl, ich werde beobachtet.
Ich drehte mich um und fragte ihn, ob er weiß, wo der Leichnam sei.
Er stand in einer dunklen Ecke, und ich dachte, der Mann sei einer der Angestellten – aber dann erkannte ich ihn, und meine Tränen der Trauer verwandelten sich in Freudentränen.
Er sagte, ich solle euch ausrichten, er werde bald zu IHM fliegen und ein Außerirdischer werden.“

Wenig Später klopfte es. Ich erschrak, und Piet bedeutete mir, die Tür zu öffnen.
Es war Tom.
Er hatte versucht, etwas Geld aufzutreiben. Vergeblich, wie sich später herausstellte.

Wir erzählten ihm von der Begegnung mit

Zimmermann.

„Ihr spinnt“, sagte er.
„Ich glaube euch kein Wort.“

Da stand Zimmermann wieder in der Tür und winkte Tom zu sich.

Du kannst ihnen ruhig glauben, Tom.“

Zimmermann nahm Toms Hand und legte sie auf den Blutfleck.

„Oh, Scheiße, du bist es wirklich. – Wie kalt du bist.“

Piet und sein Bruder Andres beschlossen, zurück in ihr Dorf zu gehen, es noch einmal mit der Pangasiuszucht zu versuchen.
Ich dachte mir, es wäre schade, wenn wir nach all den Ereignissen so einfach auseinandergingen.
Also schloss ich mich ihnen an, ebenso mein Bruder Jakko.
Wir hatten nicht viel Ahnung von der Fischzucht, aber alles lässt sich lernen, sagten wir uns.
Das sagte sich auch Tom, der für sich in der Stadt keine Zukunft sah.
Mit uns kamen auch Barth und Simon.
Die Zwei waren begeisterte Hobby-Aquarianer, was mich beruhigte.
Der andere Jakko, Mattse, Pferd und Löwenherz blieben in der Stadt.
Sie wollten sich irgendeine Arbeit suchen.

Auch Ria-Magda blieb dort.
Wir staunten nicht schlecht, als wir erfuhren, sie habe eine Anstellung im zentralen Leichendepot erhalten.
Ihr Herumgemache mit dem Owa hielt der Manager wohl für eine ausreichende Qualifikation, um Leichen zu konservieren.
Ständig sprühte sie ihr Gesicht mit diesem Zeug ein.
Wegen der Falten.
Jeder konnte sehen, sie war einem Scharlatan aufgesessen.

Jott blieb wie vom Erdboden verschwunden.

Wir waren also zu siebt, und das mit der Fischzucht war keine gute Idee.
Die Steppe um den See war tot und von der Sonne verbrannt.
Der See war nur noch ein Tümpel, kaum mehr als zwei Meter tief.
Das Dorf war verfallen und lag mittlerweile mehrere Kilometer vom Wasser entfernt.
Nur ein abgemagerter Hund begegnete uns und kläffte wie ein Irrer.

Die Fischfarm sah nicht besser aus.
Die Schwimmkäfige standen verloren auf dem Trockenen, auf dem steinharten Schlamm, den ein Netz tiefer Risse durchzog.
Sie waren überwuchert von zu Papier mumifizierten braunen Algen.
Der Fütterungsautomat war nur noch ein rostiges Skelett, das mich an ein



langbeiniges Insekt erinnerte.

„Tja“, sagte Piet, „die Fischzucht können wir vergessen.

Das hier verträgt nicht einmal ein Pangasius.

Also bleibt uns nur die altertümliche Fischerei.

Kommt, wir suchen das Boot meines Großvaters.“

Wir schwärmten aus und fanden am Seeufer etwas, das einmal ein Boot gewesen sein musste.

„Das ist es.

Das bekommen wir wieder hin“, machte Piet uns Mut.

Tagelang schufteten wir und schwitzten. Wie durch ein Wunder bekamen wir das Boot einigermaßen seetüchtig.

Wir wuchteten es ins Wasser und freuten uns wie Kinder, als es nicht sofort unterging.

Allerdings mussten auf Fahrt ständig zwei Mann putzen, wie man mich belehrte, zum Wasserschöpfen zu sagen.

Piet und sein Bruder Andres waren die ersten, die sich Zimmermann anschlossen hatten.

Wir anderen stießen nach und nach hinzu.

Wir kannten IHN nur aus den Geschichten.

Sie mochten tausende Jahre alt sein.

Das Raumschiff, das noch glühte vom Durchqueren der Erdatmosphäre.

ER, der ebenso glühte.

ER hat die Erde gebaut, Modul für Modul.

Die Geschichten über SEINE unendliche Weisheit, seine Strenge, aber auch SEINE Güte und Barmherzigkeit.

Wie ER die Erde verließ und sie ihrem Schicksal übereignete.

Wir sehnten SEINE Rückkehr herbei, keine Armut mehr, keine Unterdrückung, ließen unsere alles zurück und folgten

Zimmermann, IHM einen Landeplatz zu bauen. Nur Zimmermann war in der Lage, IHN zur Rückkehr zu bewegen.

Wir reisten von Stadt zu Stadt, Zimmermann hielt feurige Reden, und wir mischten uns unters Volk, um Stimmung für ihn und unsere Sache zu machen.

Wir lebten in Angst, in Angst vor der Geheimpolizei, den Religionswächtern und den Denunzianten.

Wir hielten uns fest an den Taten, die Zimmermann vollbrachte: die Heilungen, das Büffet für fünftausend Menschen fast aus dem Nichts, das richtige Wetter für unsere Aktionen.

Wir hatten mal wieder nur leere Netze eingeholt, das heißt, etwas fingen wir immer reichlich:

ekelerregende Algengespenster und Schlamm.

Schlamm in allen Formen und Farben.

Mal roch er nach faulen Eiern, mal nach Fäkalien, dann wieder nach vergammeltem Fisch.

Wir ruderten zurück ans Ufer, da hörten eine Stimme rufen:

„Habt ihr etwas zu essen?“

Auf einem Felsblock stand eine Gestalt.

Der Vollmond strahlte sie von hinten an.

Der Mann legte die Hände an den Mund und wiederholte seine Frage.

Wie im Chor riefen wir:

„Nein!“

„Dann werft euer Netz auf der rechten Seite des Bootes aus.

Rechts.

Da werdet ihr etwas fangen.“

Wir sahen uns an.

Was ist denn das für ein Schlaumeier!?

Ob rechts, ob links:

Der See ist leer und tot.

Aus irgendeinem Grund gab Piet das Kommando, das Netz noch einmal auszuwerfen, und zwar auf der rechten Seite des Bootes.

Uns quollen die Augen aus dem Kopf.

Das Netz war zum Bersten gefüllt.

Es war so voll und schwer, dass wir es nicht an Bord hieven konnten, sondern ins



Schlepptau nehmen mussten.

Wir legten uns mächtig in die Riemen,
wollten dem Unbekannten danken.

Piet, der an der Ruderpinne stand, rief:
„Es ist Zimmermann!“
Er zog sein Hemd aus, sprang ins Wasser
und schwamm ihm entgegen, verhedderte
sich in den Algen, konnte sich befreien,
watete die letzten Meter durch einen
Ölteppich ans Ufer.
Das Boot bekam bedenkliche Schlagseite,
alles drängte sich an Steuerbord und spähte
in die Dunkelheit.
Zimmermann!

Lachend und singend zogen wir das Boot
und das Netz an Land, wo ein Grill stand.
Es roch nach gegrilltem Fisch und frischem
Brot.

Das Lachen und die Lieder blieben uns im
Halse stecken.
Von Zimmermann ging ein Leuchten aus.
Das konnte nur bedeuten, Zimmermann
würde uns bald endgültig verlassen.
Er war nun fast ein Außerirdischer.

Er war uns unheimlich.

Wir hielten zu ihm Abstand, wagten kaum,
ihn anzusehen.
Niemand traute sich, ihm eine der tausend
Fragen zu stellen, die uns auf den Herzen
brannten.
Selbst Piet verlor die Stimme.
Zimmermann war fast ein Außerirdischer!
Er war wirklich SEIN Sohn!

Wir setzten uns.
Zimmermann verteilte das Frühstück.
Wir aßen wortlos und ohne Appetit,
schauten nicht von unseren Tellern auf.

Wir kauten hohl die letzten Bissen, da nahm
Zimmermann Piet beiseite.
Jahre später, als mir Piet über den Weg lief,
und wir bei einem Glas nativem
Grundwasser in Erinnerungen schwelgten,
erzählte er mir von diesem Gespräch.

„Liebst du mich mehr als die anderen von
uns?“, fragte Zimmermann ihn.

„Das weißt du doch.“

„Dann werde mein Nachfolger.“

Zimmermann wiederholte seine Frage, und
Piet wiederholte seine Antwort.

Ihm war nicht wohl bei dem Gespräch, und
er trat verlegen von einem Fuß auf den
anderen.

„Dann halte die Kommune zusammen.“

Ein drittes Mal stellte Zimmermann seine
Frage, und ein drittes Mal wiederholte Piet
seine Antwort.

„Dann baue ihm einen Landeplatz – und
auch du wirst leuchten wie ich.“

Piet drehte sich um zu uns und fragte:
„Was wird mit Hannes“ – das bin ich – „und
den anderen?“

„Kümmere dich nicht um sie.
Sie werden die Kommune vergrößern und
am Leben erhalten.
So habe ich einen Grund, irgendwann
wiederzukehren.“

„Wann wird das sein?“

Zimmermann schwieg und ging fort.
Sein Leuchten verschwand in der
aufgehenden Sonne.

Grenzwissenschafts News:

Gale-Krater gibt Einblick in die wässrige Vergangenheit des Mars

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/gale-krater-gibt-einblick-in-die.html>

Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestages:

"Auch deutsche Stellen untersuchen vermutlich UFOs"

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/wissenschaftlicher-dienst-des-deutschen.html>

Ehemaliger Chefpilot der Lufthansa sah mehrmals UFOs

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/ehemaliger-chefpilot-der-lufthansa-sah.html>

Archäologen finden Tor ins altägyptische Totenreich

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/archaologen-finden-tor-ins.html>

Quelle:

www.grenzwissenschaft-aktuell.de

Nachrichten aus Grenz- und Parawissenschaft, kritisch und informativ hinterfragt

Astronom Frank Drake wünscht sich SETI-Sonde

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/astronom-frank-drake-wunscht-sich-seti.html>

Forscher entschlüsseln erste Teile der geheimen Sprache der Elefanten

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/forscher-entschluseln-erste-teile-der.html>

Königlicher Astronom: Außerirdisches Leben möglicherweise jenseits unserer Wahrnehmungsfähigkeit

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/koniglicher-astronom-auerirdisches.html>

Mysteriöse Steinkugeln von Costa Rica sollen Weltkulturerbe werden

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/mysteriose-steinkugeln-von-costa-rica.html>

Marsmond Phobos: USA spekulierten einst über künstlichen Ursprung

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/marsmond-phobos-usa-spekulierten-einst.html>

Sonde enthüllt deutlich mehr Eisgeysire auf Saturnmond Enceladus

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/sonde-enthullt-deutlich-mehr-eisgeysire.html>

Hypothese Schatten-Biosphären: Astrobiologen spekulieren über bizarre Formen des Lebens

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/hypothese-schatten-biospharen.html>

Biologe präsentiert neue Definition für Leben

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/02/biologe-prasentiert-neue-definition-fur.html>



Nachruf: Kornkreis-Wissenschaftler John A. Burke (BLT) verstorben

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/nachruf-kornkreis-wissenschaftler-john.html>

Astronomen finden organische Moleküle im Orion-Nebel

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/astronomen-finden-organische-molekule.html>

Planetenjäger erwarten Entdeckung von Tausenden neuer Exoplaneten im kommenden Jahrzehnt

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/planetenjaeger-erwarten-entdeckung-von.html>

Kontroverse unter Exorzisten: Satanischer Einfluss im Vatikan?

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/kontroverse-unter-exorzisten.html>

China: Neues Pyramiden-UFO-Video

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/china-neues-pyramiden-ufo-video.html>

Lebensfreundlicher Mond um Corot-9b?

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/lebensfreundlicher-mond-um-corot-9b.html>

Astrofotografie: Kosmischer Drache entweicht sterbendem Stern

Direktlink zur Meldung:

<http://grenzwissenschaft-aktuell.blogspot.com/2010/03/astrofotografie-kosmischer-drache.html>

Rezension: *METRO 2034* Dmitry Glukhovsky



Originaltitel: Metro 2034 (2009)

Übersetzung: David Dreys

Titelbild: Animagic

Karten: Herbert Ahnen

Wilhelm Heyne Verlag 53301 (11/2009)

519 Seiten 14 €

ISBN: 978-3-453-53301-1 (TPB mit Klappbroschur)

Es ist das Jahr nach 2033. Immer noch herrscht in der Metro von Moskau das rege Leben in den unterschiedlichsten sozialen Verbindungen und politischen Anschauungen.

METRO 2033 liess einige Handlungsfäden frei hängen, METRO 2034 auch.

Aus diesem Grund nimmt wohl das neue Buch von Dmitry Glukhovsky einen ganz anderen Verlauf.

Es nimmt nicht etwa die Handlung auf auf, die in 2033 nicht abgeschlossen wurde, sondern lässt sie links liegen.

Moskau gleicht weiterhin einer Geisterstadt, das Leben findet in der Metro statt, tief unter den Ruinen. Fast jede Station innerhalb der grossen Netzes besitzt eine eigene soziale Struktur, die besonders deutlich auf den beiden Karten zu sehen sind, die auf den Buchinnendeckeln abgedruckt wurden.

Im Mittelpunkt steht erst einmal die Station Sewastopolskaja.

Der Kontakt der südlichsten Metrostation Sewastopolskaja zur übrigen Metrowelt bricht auf unerklärliche Weise ab.

Die Telefonleitungen sind gestört, aber der Strom scheint noch zu fliessen.

Dementsprechend werden Teams zur

Aufklärung losgeschickt. Von hier aus brach ein Trupp aus, doch nach Tagen ist der Trupp noch nicht zurück.

Jeder hofft darauf, dass die Jungs noch zurückkommen. Aber dem ist nicht so. Irgendwann machen sich dann die neuen Helden auf den Weg.

Da ist der Mann, der sich Homer nennt und damit glänzt, ellenlange Monologe zu halten. Als alter und erfahrener Stationsbewohner sieht er sich auch als Stationsbewahrer.

Zumindest die Geschichte der Station liegt ihm am Herzen.

Er versucht die Geschichten aufzuschreiben und der Nachwelt zu hinterlassen.

Und da ist Hunter, der schon aus Metro 2033 bekannt ist.

Der eher schweigsame Mann und Überlebenskünstler geht schon mal dahin, wo noch keiner war.

Durchaus allein, was die Stationsbewohner immer wieder bewundern.

Unterwegs treffen die beiden auf die siebzehnjährige Sascha.

Homer glaubt, in ihnen die Hauptpersonen für ein grosses Epos zu finden und versucht sie zu verkuppeln, zumindest so, dass sie beide als Begleiter zusammen bleiben.

Schon bald zeigt sich den Leuten, dass Teile

des Tunnelsystems von einem Virus verseucht sind.

Während Hunter mit den Infizierten kurzen Prozess machen will, spricht sich Sascha dagegen aus.

Sie hat jemanden getroffen, der angeblich ein Mittel dagegen hat.

Die Abenteuer finden jedoch nicht nur unter der Erde statt.

Die kleine Gruppe begibt sich auch an die Oberfläche.

Die Beschreibung, die in diesem Buch zusätzlich an Interesse weckt, und für Spannung sorgt, ist die sogenannte Smaragdene Stadt.

Diese stellt sich sehr schnell, als Lüge

heraus.

Die Geschichte beginnt sehr vielversprechend.

Der Autor nimmt uns gleich mit in den Tunnel und die Probleme des Stationskommandanten.

Er erzählt von Munitionsproblemen, Stromerzeugung, Steuern und zu wenig Leuten.

In nur wenigen Abschnitten ist der Leser wieder da, wo er 2033 verlassen hat. Tief unter der Erde.

Das Buch ist spannend und man fiebert mit, die Welt, die in 2033 erschaffen wurde ist

noch lange nicht ausgeschöpft.

Metro 2034 gefiel mir trotz einiger erheblicher Mängel die sich in fehlender Spannung und zu lange Monologe zeigte, dennoch ganz gut.

Gerade weil ich ein Liebhaber von unglaublichen Geschichten bin, wollte ich den Band lesen.

Zudem bekam er für Metro 2033 von mir sehr viel Lob gezollt.

Ich hoffe doch, dass es noch einen Band gibt, in dem die fehlenden Handlungsenden aus 2033 aufgenommen werden.

Quelle: Erichs Bücherbrief
<http://www.homomagi.de/buecherbrief/buecherbrief.htm>

Rezension: *Die Sternentänzerin*

Frank W. Haubold



Andro SF 3

p.machinery, Maschinenliteratur
Menschenwerk & Books on Demand
GmbH, Norderstedt, 12/2009
TB, SF, Kurzgeschichten, 978-3-8391-3455-

9, 312/1690
Titelbild von Crossvalley Smith
Zeichnungen von Evgenij Root
www.sfcd.eu
www.bod.de
www.frank-haubold.de
www.crossvalley-design.de
www.evgenijroot.de

„Die Sternentänzerin“ enthält zehn Kurzgeschichten von Frank Haubold, neun Nachdrucke und eine Erstveröffentlichung, die von Evgenij Root mit kongenialen Eingangsillustrationen versehen wurden. Frank Haubold hat eine Reihe von Kurzgeschichten in Anthologien (EDFC-Jahresanthologien, „Nova“ u. a. m.), Storysammlungen (u. a. im EDFC) und den Roman „Die Schatten des Mars“ (EDFC) veröffentlicht.

Er gewann 2008 den Deutschen Science Fiction Preis des SFCD sowohl in der Kategorie Bester Roman als auch in der Sparte Beste Kurzgeschichte – als erster Autor überhaupt.

Auch in der vorliegenden Storysammlung bleibt Frank Haubold seinem bevorzugten Genre treu, von einer Ausnahme abgesehen. Teilweise sind die SF-Stories vor einem gemeinsamen Hintergrund angesiedelt, womit der Autor offenbar seine eigene Future History kreiert – oder zumindest Teile davon.

In „Der Tausendäugige“ erlebt eine Gruppe von Plünderern eine tödliche Überraschung, als sie einen verbotenen Planeten betritt – ihr Widersacher gelangt freilich auch nicht

an sein Ziel.

„Das Schiff“ rächt die Vernichtung einer nichtmenschlichen, intelligenten Spezies durch Kolonisten, doch seine Erbauer machen sich damit schuldig an dem Piloten.

„Das ewige Lied“ schildert einen interstellaren Kampf nach einer kurzen Phase des Glücks.

„Die Legende von Eden“ decken zwei Ex-Sträflinge auf, die auf einen paradiesischen Planeten geschickt werden, auf dem die Besatzung eines Forschungsraumschiffes verschwunden ist – mit weitreichenden Folgen für die menschliche Zivilisation.

Die Zukunftswelt des Autors ist militaristisch und kapitalistisch, doch die Storys sind doppelbödig und bieten ihren Protagonisten hin und wieder auch einen Ausweg aus ihrer vermeintlich aussichtslosen Situation an.

Zum Opfer örtlicher Gebräuche macht sich der Trieb gesteuerte Protagonist in „Ein gastfreier Planet“ allerdings selbst, nachdem er auf einem bislang kommerziell unerschlossenen Planeten landete. Radikal geht der Autor auch in „Die Heilige Mutter des Lichts“ mit Männern um. Schauplatz der Handlung ist ein rückständiger Planet, auf dem der männliche Nachwuchs kurz nach der Geburt geblendet wird.

Der Wechsel der Perspektive, der der Erklärung des Geschehens dient, erfolgt abrupt und wirkt etwas aufgepfropft.

Drei Storys sind in der nahen Zukunft und auf der Erde bzw. im heimischen Sonnensystem angesiedelt.

„Die Stadt am Meer“ schildert die Selbstfindung des Protagonisten in einer Traumwelt, in der er sich als Soldat, der in einem Gefecht verwundet wurde, flüchtete. Der Titel „Heimkehr“ ist doppeldeutig, denn die Story beschreibt nicht nur die alljährliche Heim-, besser: Rückkehr des Protagonisten an den Ort eines gescheiterten Experiments, sondern zeigt auch die Lösung auf.

Aber warum nicht bereits zu einem früheren Zeitpunkt ...?!

„Die Tänzerin“ hat eine etwa zwei Jahrzehnte umfassende Weltkarriere hinter sich, als sie nach Russland, ihrer Heimat, zurückkehrt, dort bei einem Attentat schwer verletzt wird, achtzehn Jahre im Koma verbringt (!) und ihre Karriere im Weltraum fortsetzt.

Sie wandert auf dem Mars aus, der offenbar terraformt worden ist.

Das passt zwar nicht zu der übrigen Handlung, ermöglicht es dem Autor aber, der Story ein romantisches Ende zu geben.

Frank Haubolds (SF-) Stories sind ideen- und handlungsreich, sie variieren klassische Themen des Genres.

Andere Autoren hätten seine Plots vermutlich gestreckt und überdehnt, um auf diese Art und Weise komplette Romane zu schreiben ...

Lediglich eine einzige Story in „Die Sternentänzerin“ lässt jene Ideenvielfalt vermissen – bezeichnend, dass es keine SF-Story ist!

„Der Wunderbaum“ ist klassischer, unblutiger Horror.

Natürlich bringt „Der Wunderbaum“ den Menschen nichts Gutes, sondern nimmt ihnen die Tochter, die Frau usw. Typisch für dieses Sub-Genre sind die umfangreichen Beschreibungen, mit denen eine unheimliche Atmosphäre erzeugt werden soll.

Immerhin, auch das gelingt dem Autor.

„Die Sternentänzerin“ ist eine empfehlenswerte Sammlung ausgereifter, ambivalenter, atmosphärisch dichter und gut erzählter Kurzgeschichten. Aber nicht nur das – die Storysammlung bietet sich an, das Werk eines interessanten Autors kennen zu lernen. (armö)

Quelle: Rattus Libri
<http://rattus-libri.taysal.net>

Rezension: *Space View* 04/2009



Februar - April 2010
 HEEL-Verlag, Königswinter, 01/2010
 Vollfarbiges A4-Magazin zum phantastischen Film & Literatur, SF,
 Fantasy, Horror, Thriller, ISSN 0949-8273, 84/490

www.space-view.de
www.heel-verlag.de

Ein neues Jahr hat begonnen, und damit ist auch wieder eine neue „Space View“ erschienen, die sich zwei aktueller Themenkreise angenommen hat.

Zum einen startet die dritte „Stargate“-Serie. „Stargate Universe“ ist ganz anders konzipiert als seine Vorgänger und lehnt sich weniger an die munteren und actionreichen Abenteuer von „SG-1“ und „Atlantis“ an, dafür mehr an den düsteren Stil von „Battlestar Galactica“.

Glaubwürdig normale Menschen werden damit konfrontiert, ganz plötzlich Milliarden Lichtjahre von zu Hause in einem uralten Raumschiff eingesperrt zu sein, dessen Technik selbst die klügsten Köpfe unter ihnen nicht verstehen.

Die Artikel klären nicht unbedingt, ob dieses neue Konzept funktionieren kann, sondern bieten eher weitergehende Hintergrundinformationen zu der Ideen und der Crew.

Auch wirft man einen kurzen Blick auf weitere TV-Produktionen, die erst letzten Herbst in Amerika gestartet sind und schon jetzt auf den Markt kommen:

Ist „Flash Forward“ ein würdiger Nachfolger für „Lost“, und erweisen sich „The Vampire Diaries“ nun vielleicht doch als das bessere „Twilight“? Im Kino-Teil wird

Tim Burtons schräge Interpretation von „Alice im Wunderland“ genauer unter die Lupe genommen und auch ein Blick auf seine früheren Filme geworfen.

Der literarische Bereich wird von einem sehr umstrittenen Thema dominiert: „Sex in der Phantastik“.

Dann stellt ein neues Label sein ambitioniertes Hörspielprojekt vor und gibt so einen Einblick, wie „Das Kino für die Ohren“ überhaupt entstehen kann.

Auch „Star Trek“ wird etwas mehr Raum als sonst eingeräumt.

Neben dem, was man in den kommenden Monaten auf dem Buch- und Comicmarkt erwarten kann, gibt es eine ausführliche Vorstellung von „Star Trek Online“, wo man selbst in die Rolle eines Sternenflottenoffiziers schlüpfen kann. Dazu gibt es die üblichen Rubriken wie die Vorstellung von phantastischen Kleinverlagen, News und natürlich Rezensionen.

Es hat der „Space View“ gut getan, sich vom Zwang zu lösen, um jeden Preis superaktuell zu sein.

Zwar behält man schon die Trends und

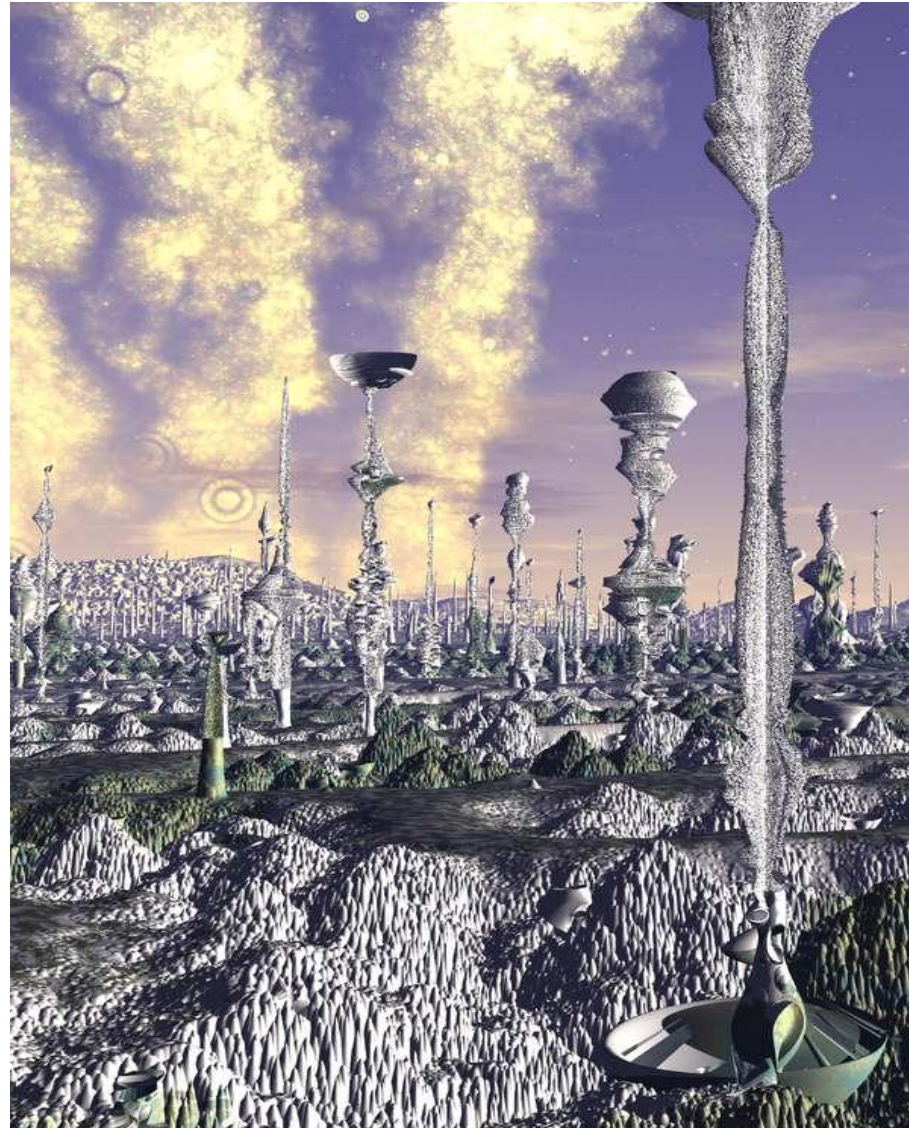
Attraktionen des kommenden Vierteljahres im Auge, aber man nimmt sich die Zeit, interessante Artikel zum Thema zu schreiben. Hier stehen nicht die brandaktuellen Infos im Vordergrund, sondern eher spannende Hintergrundinformationen, die sonst eher übersehen oder vergessen werden. Dazu kommen durchaus auch schon einmal kritische Betrachtungen und Hinweise, die

man so nicht im Internet findet. Zudem greift man auch schon einmal Themen auf, die für Deutschland noch nicht ganz so aktuell sind, aber durchaus neugierig machen könnten, wie die Verfilmung von George R. R. Martins „Lied von Eis und Feuer“.

Wie immer sind auch diesmal die Artikel sehr flüssig und unterhaltsam geschrieben

und lassen keine Wünsche offen. Das macht die „Space View“ für alle Leser interessant, die mehr als nur die brandaktuellen News zu einem bestimmten Thema lesen wollen, sondern auch unterhaltsame und informative Hintergrundberichte zu schätzen wissen. (CS)

Quelle: Rattus Libri
<http://rattus-libri.taysal.net>



Volangatu – Der Aufbruch

Valongatu spielt etwa 150.000 Jahre in der Zukunft.

Diese kurze Episode beschreibt den Aufbruch der Menschheit ins All, um das Jahr 3000 unserer Zeitrechnung.

Der Präsident stand vor dem breiten Fenster und sah auf die glitzernden Lichter der Stadt hinunter. In der warmen, aufsteigenden Luft flackerten sie wie unruhige Kerzenflammen. Die Wolkenkratzer strebten steil in den Himmel auf, der sich nach einem heftigen Unwetter wieder aufhellte. Einige wenige, kräftige Sterne kamen hervor und der Neumond wurde sichtbar. Die Klimaanlage nahm summend ihre Tätigkeit wieder auf, denn in diesen tropischen Breiten sorgte auch ein kräftiger Regen nur für kurze Abkühlung. Der Präsident hasste Miami im Sommer.

Die Verhandlungen mit den Siedlern im Andromedasytem waren anstrengend und enttäuschen gewesen. Noch lange ließ Präsident Halbrook das lebensgroße Hologramm seines Kontrahenten und hartnäckigsten Gegners James Wallberg reglos im Raum stehen. Es war für einige Zeit die einzige Lichtquelle die den dunklen Raum erhellte. In der Fensterscheibe, an der die letzten Regentropfen herabliefen, konnte er es sehen. So als sei es ein Geist, der hinter

ihm stand und zornige Blicke in seinen Rücken bohrte. Das Gesicht ernst und gezeichnet von unterdrückter Wut, schien es wie zu blauem Eis erstarrt.

Die unverschämte Forderungen das Siedlerrates die Nahrungsproduktion und Wassergewinnung der staatlichen Kontrolle zu entziehen, hatte zu einer ernsten Krise geführt. Die Debatten waren Zeit und Kräfteraubend und würden sich noch lange hinziehen. Die Fronten hatten sich längst verhärtet und das diplomatische Ungeschick des Botschafters Henry G. Lundergaard hatte alles nur noch verschlimmert. Zu all diesem politischen Schwierigkeiten gesellten sich Probleme privaterer Natur, die ihn nicht minder beunruhigten. Die Schlafstörungen und Wahnvorstellungen unter denen seine Frau Linda litt, und die immer schlimmer zu werden schienen machten es ihm unmöglich einen klaren Gedanken zu fassen.

Er schaltete das Hologramm ab und war für einen Moment in völliger Dunkelheit.

Ein Piepton teilte ihm mit das jemand an der Türe war.

Präsident Halbrook betätigte einen Schalter und die Türe öffnete sich. Licht aus dem Vorzimmer flutete herein. Frank Mollet, der Berater des Präsidenten trat ein und tastete suchend nach dem Lichtschalter.

„Lass das Licht aus.“ sagte Präsident Halbrook und die Türe glitt zurück ins Schloss.

Wieder wurde es dunkel. Er rieb sich müde die Augen und seufzte leise. Mollet ging vorsichtig auf den Schreibtisch zu, auf dessen schwarzer Glasplatte sich die Skyline von Miami spiegelte wie gefangenes Sternenlicht. Dann legte er einen schmalen Aktenkoffer darauf.

„Ist es dringend?“ fragte Halbrook.

„Alles ist derzeit dringend, Norman.“ antwortete Mollet.

Dann stellte er sich zu ihm ans Fenster. Einige Sekunden vergingen.
„Ich denke wir können den Siedlern weitgehende Zugeständnisse machen“, sagte er schließlich.
Präsident Halbrook schwieg
„Es wäre nützlich und billiger. Für uns würden sich dadurch sogar einige neue Quellen für Einkünfte ergeben.“

„Du hast eine Aufstellung der Pläne dabei?“

„Nein.“ sagte Mollet.

„Was ist dann in dem Koffer?“ wollte Halbrook wissen.

„Medizinische Gutachten; hauptsächlich.“

Präsident Halbrook wunderte sich.

„Ich mache mir auch Sorgen um Linda“, sagte Mollet „Nicht zuletzt auch wegen meiner Frau.“

Halbrook war ganz Ohr.

„Ich habe Nachforschungen angestellt und dich dabei rausgehalten. Das Siedlerproblem ist ja aufreibend genug.“

Er versuchte im Widerschein der Großstadtlichter eine Regung im Gesicht des Präsidenten zu erkennen.
Dann fuhr er fort „Es fing vor vier Wochen

an und hat sich inzwischen zu einer Epidemie ausgebreitet.
Es betrifft nur Frauen.

Wir haben die Auswirkungen des neuen Dünges und Mastmittelprogramms auf den weiblichen Organismus untersucht. Die Atmosphäre auf Giftgase und das Trinkwasser auf Industrierückstände, ecetera getestet – Fehlanzeige.“

„Ist eine Heilung in Sicht?“

Mollet schüttelte den Kopf „Es scheint keine Krankheit zu sein“, sagte er dann „Die Symptome einzeln gesehen sind konfus und verwirrend.

Aber wir haben die Aussagen unzähliger „Patienten“ aufgezeichnet und einem Gremium von Psychologen vorgelegt. Das Ergebnis ist einzigartig.“

„Komm zur Sache.“ sagte Halbrook gereizt.

„Die Informationen sind wie Teile eines Puzzles. Erst zusammengenommen ergeben sie ein Bild. Es handelt sich um detaillierte Beschreibungen fremder Zivilisationen und fremder Welten.“

„Kann es sein das dein Gremium aus Phantasten besteht, die in die wirren Aussagen ihre eigenen Träume

hineinprojizieren?“

„Das wäre möglich“, stimmte Mollet zu
„Aber unter den Informationen befinden sich auch Erkenntnisse naturwissenschaftlicher Art. So haben wir Daten über den tatsächlichen Aufbau der Sonne erhalten. Daten über Gravitation und mehrdimensionale Räume. Wir haben es überprüft. Es ist alles logisch. Das kann kein Zufall sein.“

„Ich habe mich um profane Dinge wie Viehwirtschaft und Ackerbau zu kümmern“, knurrte Halbrook „Habe eine Krise zu lösen und du sprichst vom Kontakt mit einer ausserirdischen Zivilisation. Der Zeitpunkt ist gut wirklich gewählt.“

„Es ist mehr als eine Zivilisation mit der wir es zu tun haben.“

Halbrook lachte „Stimmt“, sagte er „Das Ganze klingt verdammt nach einer Offenbarung.“

„Sieh dir die Sachen einfach mal an.“ beharrte Mollet.

Halbrook setzte sich in seinen Sessel, schaltete die Tischlampe an, öffnete den Koffer und nahm die Papiere heraus.

Mollet setzte sich in einen Sessel gegenüber

und beobachtete den Präsidenten aufmerksam.

Der ließ sich Zeit, blickte ein paar Mal über den Rand des ein oder anderen Papiers hinweg, und verdrehte mitleidsvoll die Augen.

„Du hast dich vier Wochen mit diesem Unsinn beschäftigt?“ er warf die Unterlagen zurück in den Koffer und schob ihn beiseite.

„Ich denke nicht dass es Unsinn ist.“ beharrte Mollet „Könnte sein, dass uns tatsächlich bald alle unsere Probleme nur noch als profan erscheinen. Und alleine das wäre schon ein gewaltiger Fortschritt.“

Der Arge Tepleton Asteorid wurde zum Tagungsort einer Krisensitzung auserwählt. Genauer gesagt der Speisesaal der dortigen Minenkolonie.

Vertreter der Regierung und der Siedler saßen dort an einem ovalen Tisch und hatten mit einer langen Debatte begonnen. Der Präsident war bereit die Vorschläge seines Beraters umzusetzen und den Siedlern weitreichende Freiheiten und Befugnisse zu gewähren.

Alles in Allem rückte Halbbrook weit von seinem Ursprünglichen Standpunkt ab. Aber James Wallberg war voller Misstrauen und hinterfragte penibel jedes einzelne Detail des Planes.

Dadurch wurde die Debatte unnötig in die

Länge gezogen, was wiederum dazu führte, dass sich Gegensätze wieder deutlicher zeigten.

Gerade als ein hitziges Wortgefecht entstanden war, schien sich, ei wenig abseits der Kontrahenten ein feiner Nebel zu bilden, der langsam die Form einer lichten Gestalt annahm.

Zuerst nahm niemand Notiz davon, denn das Wortgefecht hatte an Heftigkeit zugelegt.

Aber der Ein oder Andere, der seinen Blick schweifen ließ, bemerkte das seltsame Phänomen und staunte entsetzt.

Nach einigen Momenten waren die aufgeregten Stimmen verstummt.

Einige der Delegierten waren aufgestanden und starrten auf den Nebel, aus dem sich weitere Gestalten herausbildeten. Zuletzt waren es zehn schlanke, Körper, die bläulich schimmernd im Raum zu schweben schienen.

Es waren keine Gliedmaßen zu erkennen. Nur jeweils ein Paar hell leuchtender Augen, dort wo man ein längliches Gesicht vermuten konnte.

Eine Zeit lang sagte niemand ein Wort, bis sich Präsident Halbbrook von seinem Sessel erhob und der seltsamen Gruppe entgegen trat.

„Wer sind sie?“ fragte er, seine Furcht unterdrückend, während die Gestalten mehr und mehr Kontur gewannen. Die Umgebung jedoch begann zu

verschwimmen, wurde durchscheinend und transparent.

In dem geisterhaften Gesicht formte sich ein schmaler Schlitz, der wohl einen Mund imitieren sollte.

Weißes Licht schien darin zu glühen, als er sich öffnete „Wir sind die Manadri.“ antwortete die Gestalt „Reisende, die euch lange Zeit beobachtet haben.“

In diesem Moment verschwand die Stühle, der Tisch, ja der ganze Raum.

Alle Anwesenden standen plötzlich draussen auf der Oberfläche des Asteoriden.

Die Sonne schien blendend hell herab es war warm man konnte atmen.

„Beobachtet?“, fragte Halbbrook, nachdem er seine Verwunderung überwunden hatte „Wozu?“

„Zu eurem Nutzen“, kam die Antwort von allen Manadri, wie von einem Chor „Ihr seid einzigartig und habt großes Potential. Nur seid ihr kurzlebig und all eure Mühen und Erfolge gehen mit eurem Tod verloren.“

„Was wollt ihr dagegen tun?“ sagte der Präsident „Habt ihr vor diese Tragödie zu beenden?“

„Wir wollen euch ein Geschenk machen“, sagte jener, den Halbbrook für den Obersten der Manadri hielt „und hoffen ihr werdet Es



weise gebrauchen.“

Halbrook wartete auf eine Erläuterung. Die ganze Situation war grotesk und unwirklich.

„All jene, die jetzt am Leben sind“, fuhr der Manadri fort „sollen leben, auf ewig. Auf dass sie all ihre Pläne und Wünsche verwirklichen und die Werke ihrer Hände zu Ende führen können.“

„Wer sollte das wollen?“ schaltete sich James Wallberg ein.

„Ihr alle wollt das“, sagte der Manadri „Weil euer Herz voller Unruhe ist und euer Sinn unersättlich.“

„Seid ihr Götter?“ wollte Halbrook wissen.

„Wir sind mächtig“, antwortete der Manadri „in dem Sinne sind wir Götter, wie es Viele gibt die weit mächtiger sind als die zerbrechlichen Wesen aus Fleisch und Blut.“

Aber unsere Macht ist nicht ohne Grenzen und so wie du es verstehst sind wir nicht von göttlicher Natur.“

„Warum gerade wir?“ wollte Halbrook wissen.

„Ihr Menschen seid neugierig und unermüdlich. Und euer Wesen voller Widersprüche. Die Antworten zu finden die ihr braucht wird viel Zeit in Anspruch nehmen. Wir wollen sie euch geben.“

Euren Frauen haben wir Träume gesandt. Die Bilder sollen euch als ein erster Schritt und als ein Ansporn dienen und als Beweis dafür dass dies alles die Wahrheit ist.“

„Habt ihr einen Auftrag für uns?“ fragte der Präsident „Was verlangt ihr als Gegenleistung?“

„Wir geben euch dieses Geschenk aus freien Stücken“, war die Antwort „In dem Vertrauen darauf, dass ihr euch entwickelt und zu wahrer Größe finden mögt. Das ist die einzige Gegenleistung die wir uns wünschen.“

Damit begann sich die Szene aufzulösen. Der große Speisesaal, Tisch und Stühle wurden wieder sichtbar und die Manadri verschwanden. Bald schien alles wie ein Traum gewesen zu sein.

Benommen setzten sich die Delegierten wieder an ihre Plätze.

Geraume Zeit war es still.

„Ich bin beinahe bereit dies alles für eine kollektive Wahnvorstellung zu halten.“ flüsterte Mollet seinem Präsidenten zu.

„Mir geht es ebenso“ stimmte er ihm zu „Aber was ist mit den Träumen unserer Frauen?“

Mollet nickte.

Das dies alles die Wahrheit ist, wiederholte er die Worte des Manadri.

Halbrook holte tief Luft. Er fühlte sich kräftig und vital. Bildete er sich das nur ein? Unterdessen nahmen einige der Anwesenden ihre Brillen ab, so als behinderten sie deren Sicht.

Wallberg sah zu Halbrook hinüber „Wollen wir das Abkommen so unterzeichnen?“ fragte er.

„Haben sie keine weiteren Fragen mehr?“ wunderte sich der Präsident.

Wallberg schüttelte den Kopf „Darüber nicht“, sagte er „Aber über viele andere Dinge.“

Volangatu – Nea auf der Promentory

Valongatu spielt etwa 150.000 Jahre in der Zukunft.

Diese kurze Episode beschreibt den Aufbruch der Menschheit ins All, um das Jahr 3000 unserer Zeitrechnung.

Die Geschütze feuerten nicht mehr.

Das Schlachtgeschehen war zum Stillstand gekommen.

Gefechtsformationen, eben noch dem Feind entgegen jagend, in der Bewegung erstarrt.

Die kleineren Jagdmaschinen und Kampfschiffe begannen wieder zu ihren Trägerschiffen zurück zu kehren.

Die Promentory hing vor der Tiefe des Alls wie eine gewaltige Drohung aus Metall. Auf den bizarren Aufbauten reflektierte das weiße Licht der nahen Baythorsonne. Umringt von einem Schwarm grosser Schlachtschiffe, die sich im direkten Vergleich zu Schanors Flaggschiff winzig ausnahmen, wirkte die Promentory wie eine Bienenkönigin umgeben von ihrem Hofstaat.

Schweigend betrachtete Nea den lautlosen Reigen. Noch Minuten zuvor wanden sich beide Flotten in einer tödlichen Umarmung und nun schienen sie voneinander abzulassen.

Nea wendete sich dem würfelförmigen Balori zu, dass sich im Zentrum der Brücke erhob. Es glühte voller Erwartung und pulsierte, als schlüge in seinem Inneren ein kraftvolles, ungestümes Herz.

„Nein!“ Sam Weylik stellte sich vor den

goldglänzenden Quader „Nein, tu es nicht.“

„Es ist eine Einladung.“ widersprach Nea „Sollte ich es verweigern, meinem Feind ins Angesicht zu sehen?“

Ihr Blick wanderte zu van Veyden hinüber, aber der Alte stand nur da, starrte auf den Boden und vermied es, durch das breite Brückenfenster zu schauen.

„Er will dich töten“, beharrte Sam. Sein breites Gesicht zeigte tiefe Sorge und solange Nea zurückdenken konnte, war seine Sorge immer tief und aufrichtig gewesen.

Selbstlos, allein auf Neas Wohl ausgerichtet.

Sam war ihr in all den Jahren besser als ein leiblicher Vater gewesen.

Sie lächelte und ging auf das Balori zu.

„Lass mich“, befahl Nea und legte allen Nachdruck in ihre Stimme „Sieh dir doch Schanors Übermacht an.

Er könnte uns zerquetschen, uns

vernichten, aber stattdessen gewährt er mir einen Besuch auf der Promentory. Geh zur Seite.“

Sam seufzte, folgte ihrem Befehl und ging brummend aus dem Weg.

Nea trat an das Balori heran, berührte es und vollzog geistig einen Schritt nach vorne.

Unvermittelt tauchte sie in einem großen Saal im Inneren der Promentory auf. Sie fühlte Sams grosse Hände, die auf den Schultern ihres wirklichen Ichs auf der Ivory lagen.

„Ich verlasse dich nicht“, hörte sie ihn noch sagen, dann verhallten seine Worte wie ein fernes Echo.

Nea sah sich um. Im Halbdunkel der grossen Halle konnte sie unzählige Körper unterschiedlichster Formen erkennen.

Menschliche, nichtmenschliche, reptilienartige, insektenförmige und solche die man nicht näher beschreiben konnte. Alle schienen in einer Art Stasis gefangen. Nea hatte den Eindruck, als befände sie sich in einem grotesken Kuriositätenkabinett.

Sie zog die Vibroklingen und aktivierte die verborgenen Strahlenwaffen in ihrem Panzeranzug.

Nicht zu spät, denn schon sauste ein Schuss an ihrem Kopf vorbei, einen weiteren konnte sie mit den Armschienen parieren.

Ein insektoides Wesen war urplötzlich zum Leben erwacht, doch bevor Nea den Angriff erwidern konnte, bemerkte sie eine weitere Bewegung neben sich.

Ein schleimiges, wurmartiges Geschöpf schnappte fauchend nach ihr.

Nea rollte zur Seite, hieb den glitschigen Leib entzwei.

Zwei Schüsse prallten an ihrem Rückenpanzer ab, ein ungewollter Salto schleuderte sie nach vorne. Unvermittelt sprang ein in Silber gepanzerter Affe auf sie zu.

Neas gezielte Salven rissen den Kopf vom Rumpf des Gegners.

Doch schon wurde sie von den Füßen geworfen und schleuderte quer über den polierten Boden.

Aus den Augenwinkeln sah sie ein riesenhaftes Reptil heranstapfen.

In eine grobe Rüstung gehüllt, die

scheinbar aus den Überresten eines Panzerfahrzeugs gefertigt war, polterte es heran, bereit, sie mit einer gewaltigen Keule zu zerschmettern.

Nea fing sich, sprang auf, rannte dem Saurier entgegen und hieb ihm beide Arme ab, ehe seine Waffe auf sie herabfahren konnte.

Die Wucht ihres Schlages warf Nea zu Boden.

Der gewaltige Leib krachte donnernd hinterher, während Sie sich mühevoll aufrappelte.

Keramikplatten splitterten, der Boden barst unter Neas Füßen.

„Du springst von Körper zu Körper“, keuchte sie „hast du deinen einstigen Leib verloren?“

„Er war mir nicht mehr nütze“, flüsterte es. Eine wohlklingende, junge Stimme, klar und rein.

Nea war gerade wieder schwankend auf die Beine gekommen, als sich ihr ein Mann näherte, schön wie ein junger Gott aus der Antike der alten Erde.

Schulterlanges, blondes Haar umrahmte ein ebenmäßiges, schmales Gesicht, aus dem sie herrliche blaue Augen ansahen.

Sein Blick war sanft und klug, sinnlich und kühl zugleich und traf Nea wie ein Pfeil mitten ins Herz.

Der Junge trug lediglich ein einfaches,

weißes Gewand, das nur einen Teil seines athletischen Körpers verbarg. Seine Bewegungen waren sicher und kraftvoll.

Nea keuchte erstaunt und bemerkte nicht die lange, dünne Klinge, die der Jüngling in der Hand hielt, bis ein Hieb ihre Stirn traf.

Auf der Brücke der Ivory fühlte Sam Weylik, wie ein Zittern durch Neas Körper ging.

Eine klaffende Wunde manifestierte sich auf ihrem Originalkörper. Hellrotes Blut rann in einem dicken Schwall über ihr Gesicht.

Ihre Augen starrten, weit aufgerissen, ins Leere.

„Nea komm zurück!“, schrie Sam und rüttelte an ihren Schultern.

Aber Nea war zu weit fort, hatte das Geschehen nicht mehr unter Kontrolle.

Das Balori zog sie allmählich auf die andere Seite.

Sam fühlte, wie unter seinen Händen das Leben aus Neas Körper wich.

„Holen Sie sie zurück!“, kreischte van Veyden, der sich aus seiner Starre gelöst hatte.

Er trat an Sam heran.

„Schnell! Sie verliert sich.

Sie wird vollständig hindurchgehen.“

Nea taumelte und hob ihre Hand an die blutende Stirn.



Der Junge blickte sie mit seinen betörenden Augen an, senkte sein Schwert und schien zu erstarren.

Der Blick brach sich, als sähe er an Nea vorbei.

„Dein Tod würde mich nicht glücklich machen.“

Nea vernahm eine helle, kindliche Stimme, wirbelte herum, hob die Vibroklingen und sah hinunter auf ein kleines Mädchen in einer schlichten, grauen Uniform. Die langen schwarzen Haare waren zu

einem Schopf gebunden, ein silbriger Reif glänzte auf seiner Stirn.

Die kindlichen, grünen Augen musterten Nea, die zu keiner Regung fähig war. Der Anblick war verwirrend und obwohl eine eindeutige Bedrohung von der Kleinen ausging, war Nea doch nicht imstande, die summenden Klingen auf das Mädchen herabsausen zu lassen.

Auch dann nicht, als das Kind die Hand hob und eine Pistole auf Nea abfeuerte.

Der Schlag traf Nea hart, aber noch ehe sich die Wunde manifestieren konnte, war

sie auf die Brücke der Ivory zurückgefallen und brach in Sams Armen zusammen.

„Wir können nicht gewinnen“, stammelte Nea entsetzt „Er ist zu mächtig. Er ist zu mächtig!“

Im All nahmen die Schlachtschiffe wieder ihre Angriffspositionen ein, die Geschütze erwachten zu neuem Leben.

Unmittelbar danach wurde die Ivory von schweren Treffern geschüttelt.

Leseprobe: *Kaiserkrieger*

Es begann am frühen Morgen, als die Saarbrücken in eine Nebelbank von beeindruckender Dichte fuhr.

Das sprichwörtliche »die Hand vor Augen nicht sehen« realisierte sich in einer Form, die Becker bisher nicht begegnet war. Keinen Meter betrug die Sichtweite – die Besatzungsmitglieder auf Deck mussten praktisch blind agieren – und eine unnatürliche, beunruhigende Stille senkte sich über den Kreuzer.

Von Krautz befahl kleine Fahrt und ließ regelmäßig Nebelhorn wie Schiffsglocke von der Existenz des sich langsam auf die portugiesische Küste zu-schiebenden Schiffes künden.

An den Gesichtern der beiden Seeoffiziere erkannte Becker, dass auch ihnen solch ein mörderisch dichter Nebel in ihrer bisherigen Laufbahn höchstens selten begegnet war – wenn überhaupt.

Schließlich, als die Sonne voll aufging – was man lediglich an der allgemein größeren Helligkeit feststellen konnte, die Sonne selbst war nicht einmal als diffuser Leuchtkörper zu erkennen –, stieß die Saarbrücken aus dem Nebel heraus auf eine absolut spiegelglatte Wasserfläche in hellem Sonnenschein und unter blauem Himmel vor.

Die Außentemperatur, eben noch bei kühlen 3 Grad, stieg innerhalb von zehn Minuten auf etwas über 20 Grad, der Himmel war

wolkenfrei und die Divisionschefs mussten den Männern erlauben, Mäntel und Jacken auszuziehen, da alle gewaltig ins Schwitzen gerieten.

Und die Küste war nicht zu sehen! Obgleich von Krautz, sobald sich der Nebel gelichtet hatte, wieder halbe Fahrt befahl und das dumpfe Vibrieren der mächtigen Expansionsmaschine das ganze Schiff erzittern ließ, war weit und breit nichts vom Land zu erblicken.

Das war auch der Grund dafür, dass Rheinberg und der Kapitän seit Minuten ununterbrochen die Ferngläser an den Augen hatten, während die Saarbrücken sich mit sanfter Bugwelle durch die absolut unbewegte Wasserfläche vorwärtsbewegte. Sie lag auf Kurs, daran bestand kein Zweifel.

Die See war die letzten Tage nicht allzu wild gewesen, ein wenig böiger Wind hatte vorgeherrscht, alles in allem akzeptable Wetterbedingungen.

Nichts war geschehen, das den Kreuzer massiv vom Kurs hätte abbringen müssen.

Und doch, und doch ...»Das ist schon etwas seltsam«, murmelte Becker und versuchte, nicht allzu unruhig zu wirken.

Hilfesuchend warf er einen Blick auf Rheinberg und von Krautz.

Steuermannsmaat Börsen wirkte ebenso verwirrt wie Becker, und als sich ihre Blicke

trafen, deutete der Mann ein Schulterzucken an. Wenn selbst der erfahrene Steuermann, der schon alle Meere der Welt befahren hatte, irritiert wirkte, trug dies nicht wesentlich zur Beruhigung Beckers bei.

Beckers Unwohlsein entsprang keinesfalls mangelndem Vertrauen in die nautischen Fähigkeiten seiner Kameraden. Er schätzte, soweit er dies beurteilen konnte, Rheinberg und von Krautz als erfahrene Seeleute, die ihr Handwerk verstanden.

Es war die Unsicherheit und das Unverständnis in den Gesichtern all der erfahrenen Seebären, die ihn beeinflusste. Er wusste noch viel weniger als diese, was los war, und sie hatten offenbar außer Spekulationen auch nichts anzubieten. »Eine zweite Nebelbank voraus«, meldete nun Rheinberg.

Der Kapitän senkte sein Glas und nickte. Becker kniff die Augen zusammen und starrte in die angegebene Richtung. Rheinberg hatte richtig beobachtet, auch mit dem unbewaffneten Auge konnte der Infanterist eine feine, weißliche Dunstlinie ausmachen, die rasch größer wurde.

»Kleine Fahrt!«, befahl der Erste Offizier nun und der Befehl wurde wiederholt und ausgeführt.

Die Vibration der Maschinen ließ nach und die Vorwärtsbewegung der Saarbrücken wurde sofort langsamer.

»Mir ist all das ein Rätsel«, wisperte Rheinberg nun und setzte das Glas ebenfalls ab.

Die sich nähernde Nebelbank war deutlich erkennbar und dort, wo noch eben helles Sonnenlicht auf stiller Wasserfläche geschimmert hatte, bezog es sich ebenfalls und die Sichtweite wurde mehr und mehr eingeschränkt.

»Das Nebelhorn, alle dreißig Sekunden!«, befahl von Krautz.

»Wir müssen da durch und auf Kurs bleiben, sonst werden wir aus dieser ... Situation niemals herauskommen.«
Schweigende Zustimmung auf der Brücke, auf der nun, als sich der Kreuzer erneut in den Nebel schob, selbst die Meldungen so klangen, als wären die Mündler der Soldaten in Watte gepackt.

Ein seltsamer Druck lastete auf Beckers Kopf und er schüttelte unwillkürlich den Schädel, als könne er ihn dadurch beseitigen, doch je tiefer die Saarbrücken in die Nebelbank einfuhr, desto belastender wurde das Gefühl.

Ein Blick in die Runde bestätigte ihm, dass er damit nicht alleine war.

Langsam wurde der Druck zum Schmerz. Als Börsen einen leisen Wehlaut ausstieß

und sich plötzlich am Steuerruder festklammerte, als durch Beckers Kopf ein scharfer Schmerz fuhr, er zu taumeln begann und dabei direkt in Rheinbergs fallenden Körper stolperte, war sein letzter klarer Gedanke, dass hier mehr am Werk war als nur der Nebel.

Zu weiteren Gedanken hatte er keine Gelegenheit. Dunkelheit und Benommenheit nahmen ihm sowohl Schmerz als auch Bewusstsein, und er sackte in einer letzten, halb kontrollierten Bewegung neben Rheinberg zu Boden, ehe es vollends schwarz um ihn wurde.

Stille senkte sich über die Saarbrücken, als sie führerlos mit kleiner Fahrt durch die Nebelbank glitt.

*

Marcus Necius schaute gedankenverloren in die tanzenden Wellen.

Er hätte eigentlich lieber darauf achten sollen, was sein zwölfjähriger Sohn Marcellus am Heck des kleinen Fischerbootes trieb, denn sicher hatte der anderes im Sinn, als das Netz zu kontrollieren, das der Einmaster bei sanfter Brise träge hinter sich herzog. Marcus hatte jedoch andere Sorgen. Aufgrund der ungünstigen Wetterbedingungen war das Fischen vor der italischen Westküste zunehmend schwierig geworden und erst letzte Woche hatte ihm

sein Bruder Drusus einen Brief geschrieben, in dem er ihn erneut gebeten hatte, doch endlich zu ihm nach Sizilien überzusiedeln. Drusus hatte es gut getroffen: eine reiche Frau geheiratet, viele Söhne gezeugt und eine Flottille von dreißig Fischerbooten geerbt, die nur für ihn arbeitete.

Marcus war in der Nähe Roms geblieben, hatte eine einfache, aber hart arbeitende und liebevolle Frau geheiratet, und er nannte bloß einen Sohn sein Eigen, Marcellus eben, und für ihn und seine Zukunft schuftete er.

Drusus bot Marcus schon lange an, in sein Geschäft einzusteigen, als Chef der kleinen Fischereiflotte, und Marcellus könne dann rasch sein eigenes Boot bekommen. Allerdings war Sizilien schon relativ weit weg von Rom und noch weiter fort von Ravenna.

Marcus hatte für seinen Sohn große Pläne, und diese Pläne gingen über das Kommando über ein Fischerboot hinaus. Er selbst konnte lesen und schreiben und hatte dies seinem Sohn in mühevoller Arbeit beigebracht, und dieses Jahr hatte er erstmals genug gespart, um ihn auf die Rhetorikschule zu schicken, zumindest für ein Jahr.

Wer weiß, sollte Marcellus sich als talentiert erweisen, konnte er vielleicht ein Stipendium erlangen, entweder von Marcus' Patron, dem Senator Virilius, oder eines von Drusus.

Dann würde er sogar auf die Vorschläge seines Bruders eingehen und Marcellus in die Obhut seiner Schwester nach Rom geben – wenn nur sein einziger Sohn dem Elend der Fischerei entkommen und etwas aus sich machen konnte.

Mit etwas Geld konnte man zudem dafür sorgen, dass die gesetzliche Verpflichtung, dass ein Sohn den Beruf des Vaters zu ergreifen habe, weniger streng gehandhabt wurde.

Seine Frau, Emilia, unterstützte ihn, und dafür war er dankbarer als für Drusus' ständiges Drängen.

Marcus ahnte ja, was hinter dem scheinbar großzügigen Angebot steckte: Drusus, der fett und faul geworden war und seit Jahren kein Ruder mehr in der Hand gehalten hatte, wollte jemanden haben, der ihm den Papierkram vom Hals hielt, sich mit den Bootspächtern herumschlug, den Verkauf auf dem Markt organisierte, dafür sorgte, dass die notwendigen Ausbesserungsarbeiten durchgeführt wurden, und so weiter – damit Drusus selbst sich endgültig auf die kleine Latifundie zurückziehen konnte, die er sich gekauft hatte, um dem Wein und, bei Abwesenheit seiner gestrengen Gattin, den Sklavinnen zu frönen.

Marcus liebte seinen Bruder, er war neben seiner Schwester Letitia das einzige der ehemals acht Geschwister, das noch lebte, und sie waren nur drei Brüder gewesen.

Arcellus war zur Legion gegangen und hatte es bis zum Dekurio geschafft, gebracht, doch er war in Germanien gegen die Barbaren gefallen – drei Jahre war das schon her.

Trotzdem Marcus ein gläubiger Christ war, betete er an jedem Geburtstag des Arcellus heimlich zu den Ahnen und bat sie, dem toten Dekurio gnädig zu sein.

Arcellus hatte ihn und Drusus in ihrer Jugend immer beschützt, und obgleich Marcus mittlerweile selbst knapp über dreißig war, sehnte er sich manchmal danach zurück.

Insbesondere dann, wenn es wieder an allem mangelte.

Nein, Marcellus würde es so nicht ergehen. Eine Stelle als Schreiber vielleicht, bei einem Senator.

Oder als Berater.

Er konnte einen Patron preisen und Elogen verfassen oder gerne als Helfer eines Curators oder Censors arbeiten – eine Stelle in der kaiserlichen Verwaltung, so niedrig sie sein mochte, war ein besserer Ort, um sich sein Einkommen zu schaffen, als auf einem maroden Boot über die Wellen des Mare Internum zu segeln und beständig weniger Fisch zu fangen.

Oder als Bootspächter für einen Lebemann wie Drusus die Drecksarbeit zu machen.

Marcus liebte Drusus, aber er wusste auch, was aus den großartigen Angeboten werden würde, wenn sein Sohn doch nach Höherem streben würde – Drusus war ohne Zweifel

eine Sackgasse und er suchte lediglich nach jemandem, der ihm Arbeit abnahm.

Nein, nicht sein einziger Sohn.

Seine Aufmerksamkeit richtete sich nun vollends auf den Zwölfjährigen, der die Gedanken seines Vaters nicht kannte, es sich am Heck in der Sonne gemütlich gemacht hatte und hin und wieder mit den nackten Zehen wackelte. Neben ihm lag ein bereits halb leerer Schlauch mit verdünntem Wein und aus dem Weidenkorb ragend war der schon stark zernagte Laib Brot zu erkennen, den Emilia ihren Männern am Morgen eingepackt hatte. Sie verdiente sich ein kleines Zubrot, indem sie für einen kleinen Stand an der Straße Brot buk. Eines aber war immer für ihre Männer. Wenn sie am frühen Morgen in See stachen, sah Marcus jedes Mal die stumme Sorge in ihren Augen, denn oft genug kehrten Fischer nicht mehr an Land zurück. Sie wurden ein Opfer der Wellen – oder der Seemonster, über die sich die Gerüchte hartnäckig hielten.

Und gnädige Nixen, die die Fischersleute beschützten, von denen hatte sich jedenfalls zu Marcus' Zeiten noch keine blicken lassen.

Es gab sie natürlich.

Daran hegte der Mann keine Zweifel. Wie alle Seefahrer

war er abergläubig bis in die Knochen. Es war der Glaube an die Wesen des Meeres, die guten wie die missgünstigen, die ihn jeden Morgen erneut das Wagnis kalkulieren ließen, mit seinem Boot in See zu stechen.

Doch derzeit schien es keine Gefahren zu geben. Ja, es war sogar zu ruhig, denn die See lag sehr still und das Boot hatte in den letzten Minuten an Fahrt verloren. Das Segel hing nun schlaff am einzigen Mast. Marcus runzelte die Stirn.

Ein Schleppnetz nützte ihm nicht viel, wenn er es nicht schleppen konnte. Er warf einen prüfenden Blick auf den nunmehr wolkenlosen Himmel, von dem die Sonne zunehmend gnadenlos hinabbrannte. Die Alternative hieß Rudern, und das war nicht nur mühselig und schweißtreibend, es war zudem gefährlich, denn verausgabten sie sich bei diesem Wetter zu sehr und hielt die Flaute an, mochten sie zuschwach sein, in den Hafen zurückzukehren.
»Marcellus!«
Der Junge schreckte aus seinen Tagträumen hoch und sah seinen Vater schuldbewusst an. Beinahe automatisch tastete er nach den Knoten, mit denen das Schleppnetz am Bootsheck festgemacht war, und fand sie fest und unversehrt. Spürbare Erleichterung fuhr über seine

Züge und er entspannte sich.

»Ja, Vater?«

»Der Wind.«

Marcellus warf einen prüfenden Blick auf das Segel und nickte.

Dies war sein drittes Jahr auf See und er kannte sich fast so gut aus wie sein Vater, zumindest behauptete er das.

Die Aussicht auf eine anstrengende Ruderpartie ließ sich aber auch für das ungeübte Auge erkennen; die mangelnde Begeisterung darüber war dem gequält wirkenden Gesichtsausdruck des Jungen nur zu deutlich anzusehen.

Er richtete sich auf seiner Bank auf und spähte hinter sich ins Wasser, doch das Netz lag tief und es war nicht auszumachen, ob und wie weit es bereits gefüllt war.

Dann blickte er hoch und kniff die Augen zusammen.

Wirkte er überrascht?

Der Junge hatte bessere Augen als sein Vater, das wollte Marcus jederzeit zugeben, und so rückte dieser heran und legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter.

»Was?«

Piraten waren nicht selten hier – die Macht der Imperialen Flotte hatte in den letzten Jahren deutlich nachgelassen und allein die Getreideschiffe aus dem nördlichen Afrika verfügten noch über nennenswerten Begleitschutz.

Kleine Fischerboote waren normalerweise nicht die bevorzugte Beute der Briganten, aber man konnte nie wissen.

Marcus folgte dem Blick seines Sohnes und konnte am Horizont einen winzigen, schwarzen Punkt ausmachen, wenngleich nur verschwommen.

»Eine Galeere?«

Marcellus schüttelte den Kopf.

»Von der Größe könnte es schon passen, wenn es ein Getreideschiff ist ... aber ... nein, ich sehe keine Ruder, und rudern müssten sie bei dieser Flaute.«

»Es kommt näher?«

»Ja. Und es scheint zu brennen.

Jedenfalls steigt Rauch in den Himmel.«

»Ein Feuer?«

Marcus' Interesse war geweckt.

Ein Handelsschiff mit Problemen konnte Hilfe gebrauchen und die Kapitäne zeigten sich erfahrungsgemäß dankbar dafür – oft mit klingender Münze.

Was das Hinrudern nachträglich versüßen würde, wäre ein Beutel mit Münzen und dann eine Reise im Schlepptau einer Galeere, ohne weitere Anstrengung, und das alles für ein wenig Hilfe.

Es wäre nicht das erste Mal in Marcus' Seefahrerleben, dass derlei passierte.

»Ich kann es nicht genau erkennen, Vater. Jedenfalls kommt es auf uns zu!«

»Hol das Netz ein!«, ordnete Marcus an. Sein Sohn machte sich ohne weiteres

Vertun an die Arbeit, und binnen weniger Minuten lag das Netz im Inneren des Einmasters.

Die Ausbeute war kläglich genug. Was da herumzappelte, war kaum die Reise auf das offene Meer wert. Aber vielleicht wendete sich das heutige Schicksal ja noch zum Guten.

Jetzt konnte er ebenfalls erkennen, was sein Sohn mit seinen besseren Augen ausgemacht hatte. In der Tat, ein Schiff, und ein großes dazu.

Die Form allerdings ... und die Farbe ... je deutlicher das Bild wurde, desto mehr sanken die Hoffnungen des Fischers und Angst machte sich in ihm breit.

Marcellus war still geworden. Sehr still. Seine Augen waren geweitet, sein Mund offen. Er klammerte sich an die Bordwand und wischte sich ein-, zweimal über die Stirn, als wolle er ein Trugbild vertreiben. Marcus nahm es ihm nicht übel.

So etwas hatte er noch nie gesehen. Von so etwas hatte er noch nie gehört.

Selbst die wildesten Geschichten in den Tavernen hatten nie von einem solchen Schiff gesprochen. Dies war nicht wirklich. Dies war nicht natürlich. Neptun musste sich einen Scherz mit ihm

erlauben – für einen Moment hatte Marcus seine gute christliche Gesinnung vergessen.

Neptun schwieg zu der Vermutung. Mittlerweile war das Schiff bis auf gut 200 Meter an Marcus' Fischerboot herangekommen.

Es war groß, groß wie eine der Getreidegaleeren, aber es wirkte mächtiger, bedrohlicher.

Es schien ganz aus Eisen gefertigt, und obgleich es Masten trug, sah Marcus keine Segel.

Da waren lange, metallene Röhren, die aus der Mitte des Schiffskörpers ragten, und daraus stießen dunkle, regelmäßige Rauchfahnen in den windstillen Himmel. Das Schiff brannte nicht, das erfasste Marcus sofort mit untrüglicher Intuition. Es brannte womöglich ein Feuer in dem mächtigen Rumpf, jedoch war dies beabsichtigt, kein Unglück, und Hilfe war hier nicht vonnöten. Oder doch?

Marcus kniff die Augen zusammen. Er konnte niemanden von der Besatzung ausmachen. Keine Seele bewegte sich auf dem Deck des Ungetüms, das ohnehin von seiner Warte aus kaum einsehbar war. Wieder wollte die Angst von ihm Besitz ergreifen. War dies ein Geisterschiff, ein Sendbote der Unterwelt, ein Fluch, der Seeleute auf hoher

See heimsuchte und in das Jenseits locken wollte?

»Vater, da liegt jemand!«

Die seltsam gefasste Stimme seines Sohnes – klang da nicht sogar Neugierde durch? – holte ihn aus seinen Gedanken. Er schaute genauer hin.

Die Entfernung verringerte sich zusehends. Ja, Marcellus hatte richtig gesehen: Die Besatzung war da – zumindest erkannte er jetzt zwei Männer, regungslos an eine Reling gelehnt, wie tot. Er sah nur wenige mehr, sie alle wirkten, als seien sie mitten im Lauf umgefallen, niedergestreckt durch einen plötzlichen Feind.

Doch nirgends waren die Zeichen eines Kampfes zu erkennen, keine Beschädigungen, keine Waffen oder Pfeile – nichts deutete auf einen Überfall hin. Wahrscheinlich lagen noch mehr auf dem schwer einsehbaren Deck.

»Vater, was machen wir?«

Marcus schaute seinem Sohn in die Augen. Die Sorge um sein einziges Kind drohte ihn zu überwältigen. Dann übernahm wieder kühle Kalkulation seinen Verstand. Für einen Fischer wie ihn stellte das Leben nicht allzu viele Chancen bereit. Ob Gottes Fügung oder Fortunas Lächeln, er konnte sich jetzt nicht einfach in die Riemen legen und davonrudern.

Er spürte eine seltsame Faszination, die von diesem mächtigen Schiff ausging, und so, wie die Seeleute da auf dem Deck lagen, teilweise über die Reling gelegt wie schlafend, wollte sich kein rechtes Gefühl der Bedrohung mehr einstellen.

Schließlich obsiegte die Neugierde.
Und die Gier.

Es war im Grunde egal.

Die Entscheidung lag auf der Hand.

»Wir rudern heran, mein Sohn«, befahl Marcus.

»Sieh dort, ein Seil hängt bis an die Wasserlinie hinab.

Traust du dir zu, daran emporzuklettern?«
Marcellus nickte eifrig.

»Und dort, das sieht wie eine Strickleiter aus, aufgerollt und bereitliegend.«

Marcus wies auf eine andere Stelle der Reling.

»Wenn du es bis dahin schaffst, es wirklich eine Leiter ist und du sie fallen lässt, binde ich unser Boot daran und komme zu dir an Bord.

Dann schauen wir uns das mal genau aus der Nähe an.«

»Ja, Vater«, stimmte sein Sohn erstaunlich folgsam, ja eifrig zu.

Die Faszination des Neuen und

Ungewohnten hatte jeden Zweifel, jede Angst aus dem Bewusstsein des Jungen fortgewischt.

Sie taten wie geplant.

Bald hatte das Fischerboot das Seil erreicht und Marcellus schlanker Jungenkörper, voller Kraft durch die harte Arbeit auf See, kletterte wie ein geölter Blitz das Tau empor, sich mit Händen und Füßen hochziehend und -drückend.

Schnell hatte er sich über die Reling geschwungen, hielt inne, bewunderte die fremdartigen Aufbauten und unerklärlichen Gewerke auf dem großen Schiff, schien für einen Moment sich und seinen wartenden Vater ob des Anblicks völlig zu vergessen. Marcus rief ihn zur Ermahnung, und Marcellus eilte zur Strickleiter, löste sie und ließ sie hinabklappern.

Es dauerte keine fünf Minuten, da stand Marcus neben seinem Sohn auf dem Deck des seltsamen Schiffes und beide staunten in schweigender Eintracht. Wahrlich, dies war ein Wunder, und es schien, als sei es ein Wunder von Menschenhand, denn die Seeleute, die auf dem Deck umherlagen, waren ganz normale Menschen, angetan mit seltsamem Tuch, das wie die einheitliche Kleidung von Soldaten wirkte, und alle erstaunlich groß gewachsen – aber Männer, lebende und atmende ... Lebende und atmende!

Marcus beugte sich zu einem der Liegenden hinab.

Tatsächlich!

Der Mann hatte die Augen friedlich

geschlossen, doch er lebte, atmete, der Fischer konnte den Schlag seines Herzens spüren, den Hauch seines Atems unter der Nase.

Er untersuchte einen weiteren, dann einen nächsten.

Alle lebten.

Manche hatten Schwellungen, oft am Kopf, sie waren anscheinend unglücklich gefallen und hatten sich dabei ordentlich gestoßen, aber keiner wirkte ernsthaft verletzt. Es gab tatsächlich keinerlei Anzeichen eines Kampfes.

»Du weißt, was das heißt, mein Sohn«, murmelte Marcus, während er ein metallenes Gebilde betrachtete, aus dem sich ein langes, eisernes Rohr streckte, das ihn unwillkürlich erschauern ließ. »Wenn diese Männer nur schlafen, werden sie in Kürze erwachen.«

»Welches Unglück mag sie befallen haben, dass sie alle in Bewusstlosigkeit gefallen sind?«, fragte sein Sohn.

»Ich weiß es nicht.

Aber vielleicht wird sich doch ihre Dankbarkeit zeigen, wenn sie erwachen und merken, dass wir ihnen geholfen haben.«
Marcellus sah seinen Vater voller Tatendrang an. »Was tun wir?«
Marcus sah sich um.

»Diese dort liegen direkt in der Sonne, das wird ihnen nicht gut tun.
Wir ziehen sie in den Schatten.
Siehst du jenes Tuch? Wir spannen einen Sonnenschutz. Jener und verbinden ihm den Schädel.
Dort, die beiden, liegen gefährlich auf der Reling.
Wir ziehen sie in eine sichere Position.
Jene sind aufeinandergefallen.
Befreien wir den unten Liegenden.
Es gibt viel zu tun. Lass uns ihnen zeigen, dass wir guten Willens waren!«

Marcellus diskutierte die Entscheidung seines Vaters nicht, sondern machte sich mit Feuereifer daran, die Ideen umzusetzen.
Schweigend schufteten Vater und Sohn, bis alle auf Deck in prekärer Lage Vorgefundenen auf die eine oder andere Art versorgt waren.

»Weitere werden im Inneren des Rumpfes sein«, gab Marcellus zu bedenken.
Eine Furcht ergriff seinen Vater, als er daran dachte, wohlmöglich in das Innere des eisernen Ungetüms hinabsteigen zu müssen.
Was mochte ihn dort erwarten?

Es war erneut göttliche Fügung – oder Fortunas Lächeln –, die ihn einer Entscheidung enthob.
Ein deutliches Stöhnen erklang aus dem

Hals eines der Liegenden und eine unbewusste Bewegung folgte.

Es hatte begonnen.

Die Schlafenden wachten auf.
Es gab nichts mehr zu tun.
Jetzt mussten sie auf Gnade und Dankbarkeit der Fremden hoffen.
Marcus schickte ein Stoßgebet gen Himmel.
Er hatte getan, was er konnte.
Jetzt würde sich erweisen, ob er weise oder töricht gehandelt hatte.

Vater und Sohn blieben einfach an der Reling stehen.
Sie hielten sich unweit von der Leiter entfernt, die den eisernen Rumpf hinunterbaumelte und an der Marcus das Fischerboot festgebunden hatte.
Bloß, ob es ihnen gelingen mochte, die Flucht zu ergreifen, wenn es sich als notwendig erweisen sollte – daran hatte der Fischer Zweifel.
Unwillkürlich suchte seine Hand die seines Sohnes, und die Finger Marcellus' umklammerten die seinen mit schon fast schmerzhafter Kraft.

Einer der Männer schlug seine Augen auf.
Ein anderer fluchte etwas in einer unbekanntenen Sprache.
Ein Dritter stöhnte, ächzte, spuckte aus und murmelte vor sich hin.
Weitere Stimmen gesellten sich dazu.

Aus Murmeln wurden Gespräche, unverständlich für Marcus, aus Flüchen wurden Ausrufe, die ihm jedoch vom Tonfall wohlbekannt waren:
Befehle.

Und dann wurden sie erblickt und ein Geschrei hob an.
Sofort waren Marcus und sein Sohn von großen, kräftigen, wild aussehenden Männern umringt, die seltsame, metallene Dinge trugen, keine Schwerter, aber auch keine Bögen oder Äxte, vielmehr dunkle Röhren, die am Ende breiter wurden und allerlei Haken und Ösen aufwiesen, und deren Funktion sich Marcus nicht erklären konnte.
Er nahm jedoch an, dass es sich um Waffen handelte, denn die Männer richteten die Mündungen der Rohre in eindeutig bedrohlicher Haltung auf sie.
Es war wohl allein das völlige Fehlen einer jeden Bedrohlichkeit aufseiten der Fischer, die die Männer daran hinderte, auf sie loszugehen.
Oder etwas anderes.
Die heisere, bellende Sprache einiger anderer Männer, in blaue Gewänder gekleidet, die eng am Körper lagen, und seltsam geformte Mützen tragend.
Zwei traten auf das Fischerpaar zu, der Halbkreis der Männer teilte sich, als sie näher kamen.
Dann ein weiterer Befehl und die Rohre wurden gesenkt.

Noch ein Wort der fremden Sprache und die meisten der Männer wandten sich ab, allerdings nicht, ohne den Fischern noch rätselhaftige Blicke zugeworfen zu haben. Schließlich trat einer der Männer in Blau vor, ein drahtiger Mann von beeindruckender Größe mit braunen Augen und kurz geschorenem Haar. Er sah die beiden Fischer abwartend an, nicht bedrohlich, einfach nur neugierig, dann unterhielt er sich mit seinem Begleiter, einem unteretzten, etwas schlampiger gekleideten Blauträger, der zudem von durchaus fortgeschrittenem Alter war.

Nun richtete der Erste eine Frage an Marcus, formuliert in der unverständlichen Sprache. Manchmal, fast, für einen Moment, schien es dem Fischer, als höre er ein vertrautes Wort, doch ehe er es greifen konnte, verschwand es bereits im Konzert fremder Worte, deren Vielfalt das kurze, aufblitzende Verständnis sogleich überdeckte.

Marcus wusste nichts anderes zu tun, als in der Sprache des Reiches zu antworten. »Mein Name ist Marcus Necius, und das ist mein Sohn Marcellus. Wir sind einfache Fischer und haben keine bösen Absichten!« Die Reaktion war erstaunlich.

Beide Blauträger wechselten überraschte Blicke, als hätten sie nicht erwartet, dass Marcus überhaupt sprechen konnte. Beide tauschten sich erneut in ihrer bellenden Sprache aus. Sie wirkten ratlos, verwirrt. Marcus nahm das als gutes Zeichen. Vielleicht würden er und sein Sohn diese Begegnung doch noch unbeschadet überstehen. Er beschloss, weiterzusprechen. »Wir haben Euer Schiff treibend auf dem Meer entdeckt. Eure Männer lagen darnieder, ohne Bewusstsein. Wir kamen an Bord und halfen!« Marcus wies auf die Plane, die er und sein Sohn als Sonnenschutz aufgespannt hatten und unter der viele der Bewusstlosen aufgewacht waren. Er hob die Hände. »Wir haben nur geholfen. Wir haben nichts gestohlen. Ihr könnt uns und unser Boot durchsuchen!« Er wies über die Reling. Die Blicke der Blauträger folgten der Hand, und als sie das dümpelnde Fischerboot erblickten, redeten sie wieder mit sehr erstauntem Unterton miteinander, gestikulierten, kratzten sich am Kopf. Marcus verstand nach wie vor kein Wort, aber Gestik und Mimik der Männer ließ keinen Zweifel übrig.

Der Erste, der Hochgewachsene, räusperte sich schließlich. Er wechselte einen letzten Blick mit seinem Gefährten, dann kam er einen Schritt auf Marcus zu, die Hände wie er ausgestreckt.

»Mein Name ist Jan Rheinberg. Ich bin der Stellvertreter des Kapitäns dieses Schiffes.« Das Latein des Mannes klang fremd, genauso fremd wie sein Name. Aber Marcus verstand es und ein Stein fiel ihm vom Herzen. Das bedeutete, auch seine Erklärungen waren verstanden worden, und das hieß mit großer Wahrscheinlichkeit, dass Fortuna ein drittes Mal gelächelt hatte.

Nein, sicher war der Herr mit ihm, korrigierte sich Marcus sofort in Gedanken. Er lächelte breit. »Ich grüße Euch, edler ... Kapitän. Willkommen in den Gewässern Roms.« Rheinberg sah Marcus forschend an. »Erkläre mir etwas, Marcus«, bat er nun umständlich. Der Fischer nickte eifrig und bedeutete dem Mann, sogleich seine Frage zu stellen.

Rheinberg sammelte sich. Er zuckte halb entschuldigend mit den Schultern, als er schließlich etwas holprig hervorbrachte: »Warum bei Gott redest du Latein?«

Einleitung

Der bekannte saarländische SF Autor Dirk van den Boom hat sich bereit erklärt dem Terracom Rede und Antwort zu stehen.

Den Ausschlag gab sein neustes Werk „Kaiserkrieger“ bei dem der fiktive Kleine Kreuzer „Saarbrücken“ seiner kaiserlichen Majestät Wilhelm dem Ersten eine wesentliche Rolle spielen wird.

Der Alternative-history-Zyklus der sechs Bände umfassen wird verschlägt die Saarbrücken und seine Mannschaft in die Zeit des römischen Reiches. Sie unterstellen sich dem dortigen römischen Kaiser und bleiben ihren Idealen treu.

Da ich selbst Saarländer bin nutzte ich die Gelegenheit Dirk mit ein paar Fragen zu löchern. Nicht nur zu seinem neuen Werk sondern auch zu Älterem, seiner Arbeit außerhalb der Schriftstellerei und seinem Leben als Saarländer

Nun aber zum Wesentlichen :

TERRACOM:

2010 das Jahr der Kaiserkrieger schreibst Du in deinem Blog damit rückt auch die saarländische Hauptstadt mit dem fiktiven kleinen Kreuzer Saarbrücken ins Visier der Öffentlichkeit was hat dich dazu bewogen diesen schritt zugehen und einen sechs Teiler aufzulegen

Dirk van den Boom:

Nun, alternative History habe ich schon immer schreiben wollen und die Idee zum Kaiserkrieger-Zyklus schwebte mir schon lange im Kopf herum. Als ich dabei war, den zweiten Roman meiner Tentakeltrilogie zu verfassen, habe ich angefangen, den ersten der Kaiserkrieger-Bände zu schreiben. Das hat jetzt recht lange gedauert. Eigentlich war auch kein Sechsteiler geplant, sondern wieder nur eine Trilogie. Der erste Roman wurde dann aber so umfangreich, dass ich ihn für die Veröffentlichung teilen musste.

So wurde aus der Trilogie ein Sechsteiler.

TERRACOM:

Als Schriftsteller und Weltreisender trägst Du ja dabei zu das Saarland in der Welt noch bekannter zu machen als es schon ist.

Selbst Saarländer kann ich das natürlich nur begrüßen und auch unterstützen.

Was verbindet Dich mit dem Saarland und gibt es da auch einen Bezug zu Deiner Schriftstellerei?

Dirk van den Boom:

Eigentlich ist das jetzt das erste Mal, dass ich einen Bezug zum Saarland einbaue. Ich lebe jetzt seit 11 Jahren in Saarbrücken und da war es sozusagen höchste Zeit. Mit dem Saarland verbindet mich eine Menge, es ist trotz aller vielen beruflichen Reisen mein Lebensmittelpunkt. Meine Tochter ist hier geboren, sie ist die echte Saarländerin in einer Familie aus Zugewanderten :)

TERRACOM:

Ist es Zufall dass die Saarbrücken in die Zeit des römischen Reiches verschlagen wurde?

Dirk van den Boom:

Naja, ich habe nach einer Epoche gesucht, die sehr spannend ist, gut zu recherchieren und für die Leser auch nachvollziehbar und verständlich.

Von allen antiken Staaten ist uns durch die Schule - und eine endlose Kette von Sandalenfilmen - das Römische Reich gewissermaßen "vertraut", zumindest als historisches Konzept.

Und die gewählte Zeit - die Spätantike, der Beginn der Völkerwanderung - macht es besonders spannend.

Das waren wohl die wichtigsten Faktoren.

Außerdem spukte mir ja der Zyklentitel "Kaiserkrieger" im Kopf herum.

Ich benötigte daher für meine Zeitreisenden einen Kaiser als Bezugspunkt.

TERRACOM:

Weiter oben antwortest Du das Du „die Zeit der Spätantike und der Völkerwanderung als besonders spannend empfindest“.

Sicher ist diese Epoche mit oder ebenso vorbereitend für die spätere Entwicklung Europas zu sehen, die äußeren Einflüsse jetzt mal außer Acht lassend.

Wirst Du irgendwelche dieser früheren Entwicklungen mit den Kaiserkriegern verflechten?

Dirk van den Boom:

Natürlich.

Die Völkerwanderung gibt Westrom den Todesstoß.

Meine Zeitreisenden wissen das und machen es sich zur Aufgabe, genau diese Entwicklung zu verhindern.

Sie versuchen allen Ernstes, den Untergang des Römischen Reiches durch ihre Intervention zu verhindern.

Doch ihr Vorgehen stößt natürlich auf erheblichen Widerstand.

Es ist ja auch ohne den Angriff der Goten und Hunnen eine wilde Zeit:

Der Kirchenstreit zwischen den verschiedenen christlichen

Glaubensinterpretationen – den Arianern und den Trinitariern – ist voll entbrannt und die Kirche schickt sich an, Staatskirche zu werden (und löst dabei fast einen Bürgerkrieg aus).

Das Imperium ist ökonomisch am Ende, die Gesellschaft statisch, weite Landstriche sind unterbevölkert, Männer müssen in den Militärdienst gepresst werden, die Kluft zwischen einer reichen Oberklasse und dem Rest der Bevölkerung ist massiv – alles Krisensymptome, die man eigentlich gleichzeitig angehen muss.

Dass unsere wackeren Helden damit möglicherweise leicht überfordert sein werden, dürfte niemanden verwundern.

TERRACOM:

Bei meinen Recherchen ist es mir nicht gelungen einen kleinen Kreuzer Saarbrücken aufzuspüren.

Ist es möglich das die Szenarien um dessen Verschwinden vor dem ersten Weltkrieg wegen verschiedenster Gründe unter den Tisch gekehrt wurden-

Dirk van den Boom:

Es gibt keinen solchen Kreuzer.

Es gab drei Schiffe der BREMEN-Klasse, ich habe für meinen Zyklus ein viertes hinzugedichtet.

Die Kleinen Kreuzer haben im I. Weltkrieg eine eigene, mitunter sehr dramatische und abenteuerliche Geschichte in aller Welt erlebt.

Ich wollte keines dieser sehr bekannten Schiffe wählen, es hätte mich inhaltlich eingeeengt.

Also habe ich die kaiserlich-wilhelminische Flotte schlicht um ein Schiff ergänzt.

Ogleich Deine Verschwörungstheorie natürlich auch etwas für sich hat...

**TERRACOM:**

Verschörungstheorie gutes Stichwort
Schon mehrmals wurden Schiffe im Laufe
der Geschichte, wenn auch eher der
fiktiven, in die Vergangenheit verschlagen.
Zum Beispiel der amerikanische
Flugzeugträger Nimitz (Film) oder die vielen
Schiffe im Bermudadreieck.

Hast Du Anleihen von diesen Ereignissen
genommen oder gehst Du in Deiner
Geschichte darauf ein?

Dirk van den Boom:

Das Genre der alternative history ist alt und
das Grundkonzept meiner Romane ist nicht
neu – man betrachte nur den in den USA
sehr erfolgreichen "1632"-Zyklus von Eric
Flint oder die Romane von Harry Turtledove.

Die Konfrontation unterschiedlicher
Zeitabschnitte per Zeitreise und die sich
daraus ergebenden Veränderungen sind ein
klassischer Handlungseinstieg.
Ich liefere sozusagen die deutschsprachige
Variante dieses Themas.
Aber ich beanspruche keine besondere
Originalität.

TERRACOM:

Der Name Saarbrücken bietet doch schon
eine gewisse Originalität.
Und erst besonders wenn sich Deine
Protagonisten auf saarländischem Boden
bewegen.

Dirk van den Boom:

Es war mein Ziel, für den deutschen Leser
einen klaren lokalen Bezug herzustellen,
den die amerikanischen Romane – auch
jene, die etwa in Deutschland spielen – oft
nicht haben oder doch arg herkonstruieren.

TERRACOM:

Der Saarlouiser Paul von Lettow-Vorbeck
war ja in vielen deutschen Kolonien tätig.
Vor allem seine Niederschlagung des
Hereroaufstand in Namibia, dem damaligen
Deutsch-Südwestafrika, ist sicher kein
Ruhmesblatt der deutschen und eigentlich
auch der saarländischen Geschichte.
Die Kaiserkrieger werden doch sicher einen
anderen Weg in der Geschichte
einschlagen?

Dirk van den Boom:

Unsere Zeitreisenden stehen, nachdem sie
akzeptiert haben, dass sie in der Zeit
verschollen sind, vor der zentralen Frage:
Was machen wir?
Erobern wir mit unserer dominanten
Technologie eine Insel und machen uns ein
schönes Leben - oder sind wir Krieger des
Kaisers, in diesem Falle des römischen, und
versuchen, im Imperium einen sinnvollen
Platz für uns zu finden?
Sie entschließen sich für die letztere
Variante.
Die Protagonisten, allen voran mein
Kapitän, sind in manchen Aspekten sicher
keine klassischen wilhelminischen Offiziere.
Ich musste Charaktere zeichnen, mit denen
auch ein heutiger Leser gut zurechtkommt.
Also sind meine Protagonisten in manchen
Dingen Kinder ihrer Zeit, in anderen aber
möglicherweise liberaler als es ihre
tatsächlichen Zeitgenossen gewesen wären.

TERRACOM:

Bei „Kaiserkrieger“ ist ja auch eine Assoziation zu erkennen. Zum ersten ist die Saarbrücken ein Kriegsschiff der Flotte des deutschen Kaisers.

Und die Kaiserkrieger begeben sich in ihrer neuen Umgebung wieder in den Dienst eines Kaisers.

Ich bin mal gespannt wie sich deren Denk und Lebensweise in den Romanen niederschlägt und ob auch heute noch etwas von diesen „Zeitreisenden“ zu finden sein wird? ;-)

Dirk van den Boom:

Tatsächlich ist diese Denkweise gar nicht so monolithisch.

Halten wir doch fest, dass in den Mannschaftsdienstgraden und dem Unteroffizierscorps jener Zeit etwa die Sympathien für die sozialistische Bewegung gar nicht so gering waren – sonst wäre es ja später auch nicht z. B. zum Matrosenaufstand gekommen.

Und auch das Offiziercorps war innerlich nicht homogen, ja, es gab sogar z. T. massive Standesunterschiede und Hierarchien mit allen damit verbundenen Konflikten. Ich werde versuchen, einige dieser Linien nachzuzeichnen.

TERRACOM:

Und wird der Weg die Kaiserkrieger auch ins Saarland führen oder werden diese eher dem Wasser verbunden bleiben?

Dirk van den Boom:

Diese Frage wird sich im dritten Band des Sechsteilers beantworten, den ich gerade fertig geschrieben habe...

TERRACOM:

Gut :).

Ich denke dass ich die Antwort erahne. Werde darauf aber jetzt nicht näher eingehen und mich als Leser gerne überraschen lassen.

Dann hast Du ja noch drei Bände vor Dir. Gibt es so was wie ein Exposé für Dein Projekt?

An das Du Dich dann akribisch hältst oder entwickelt die Geschichte schon mal ein gewisses Eigenleben?

Was ich mir bei einem sechs Teiler schon vorstellen könnte.

Dirk van den Boom:

Ich arbeite ganz ungern nach Exposé. Romane entwickeln sich beim Schreiben, manchmal auch mit Wendungen, die ich ganz und gar nicht geplant habe. Ich habe für den Zyklus natürlich ein grobes Konzept, so dass ich die ganz großen Handlungsschritte vorbereitet habe – aber das ist wirklich nicht mehr als ein sehr vereinfachter Rahmen, der viel Raum für auch spontane Veränderungen bietet.

TERRACOM:

Du bist ja viel in der Mongolei tätig als freiberuflicher Consultant, wenn ich das richtig gelesen habe.

Dirk van den Boom:

Ich war erst zweimal in der Mongolei. Ich arbeite viel im Ausland. Bisher in Nigeria, Ghana, dem Senegal, Äthiopien, Kenya, der Mongolei, Bosnien und Herzegowina, Serbien, Georgien, dem Kosovo, Russland, Indien... und so ziemlich jedem EU-Mitgliedsland. Ich komme ganz gut herum.

TERRACOM:

Das mit der Mongolei ist mir sicher eher im Gedächtnis geblieben wegen Deiner Suche nach Terrania City und Perry Rhodans Bungalow.

Leider bist Du ja nicht fündig geworden. Darum auch noch die Frage ob Dich etwas mit dieser Serie verbindet oder verbunden hat?

Dirk van den Boom:

Perry Rhodan ist eine absolut prägende Lektüre meiner Entwicklung als SF-Fan. Ich habe zeitweise drei Auflagen parallel gesammelt (als es noch fünf gab...). Ich habe irgendwann aufgehört zu sammeln, weil ich aus Zeitgründen einfach nicht mehr hinterher gekommen bin, kaufe mir aber immer noch regelmäßig die Taschenbuch-Zyklen, die bei Heyne erscheinen.

Ohne Perry Rhodan gäbe es mich als SF-Fan nicht, und auch nicht als Autor oder Redakteur einer eigenen Serie – "Rettungskreuzer Ikarus" – oder sonst was.

TERRACOM:

Deine Schriftsteller Karriere hast Du aber mit dem zweiten bekanten Raumfahrer Held Deutschlands begonnen.

Und zwar mit dem Projekt 99 des Mohlberg Verlages, der semiprofessionellen Heftromanfortsetzung von „Ren Dhark“. (Die ab ich damals auch gelesen und bin durch den PRBCBS darauf aufmerksam geworden)

Wie sahst Du Ren Dhark im Gegensatz zu Perry Rhodan?

Als Abklatsch, als eigenständige –Serie oder eher als kleinen Bruder?

Was hat Dich bewogen gerade mit Ren Dhark Deine Schriftsteller Karriere zu beginnen?

Dirk van den Boom:

Nachdem ich gerade Perry so gelobt habe, darf ich vielleicht zugeben, dass mir die 99 Hefte der Ren-Dhark-Serie immer einen Ticken besser gefallen haben – ich war, wenn man so will, ein größerer RD- als PR-Fan.

Als mit dem Projekt 99 die Chance bestand, selbst an einer Fortsetzung mitzuschreiben, habe ich mich sofort draufgestürzt.

Damals habe ich mein allererstes Autorenhonorar verdient.

Bis heute halte ich die Romane des Projekt 99 für die wahre RD-Fortsetzung, denn sie verbindet den Atem der alten Romane auf kongeniale Weise mit neuen Themen und modernen Entwicklungen und stellt somit keinen Bruch dar.

TERRACOM:

Den Senegal und Gambia kenne ich selbst aus einer 8 wöchigen Reise die aber schon fast 20 Jahre zurück liegt.

Schon damals war zu erkennen dass besonders der Fischfang dieser Region auch unter der europäischen Politik zu leiden hat.

Ich denke in diesen Ländern hat sich seit damals nicht viel geändert?

**Dirk van den Boom:**

Der Senegal hat ja eine sehr wechselvolle Geschichte hinter sich gebracht – und durchlebt zur Zeit mit einem greisen und offenbar schon alterssenilen Präsidenten, der mit aller Macht seinen Sohn als Nachfolger installieren will, eine eher traurige Periode.

Und Gambia ist ein Sonderfall, der einen wirklich wundern lässt:

Regiert von einem Tyrannen, der sich für eine Art Wunderheiler hält, und gleichzeitig mit einer sehr stabilen und positiven wirtschaftlichen Entwicklung.

Manchmal überrascht mich die Komplexität afrikanischer Staaten selbst...

TERRACOM:

Konsultieren bezeichnet man als eine beratende Tätigkeit.

Bezieht diese sich auf den politischen Bereich?

Dirk van den Boom:

Ich arbeite vorwiegend in den Bereichen Entwicklungspolitik und Migrationspolitik.

TERRACOM:

Sind dies die ersten Bestrebungen des Saarlandes in herzen Asiens Fuß zu fassen?

Dirk van den Boom:

Das frag mal die saarländische Landesregierung :)

Meine Auftraggeber kommen für diese Arbeit eher nicht aus dem Saarland.

TERRACOM:

Ich glaube den „Napoleon“ von der Saar hast Du nicht mehr als Regierungschef des Saarlandes erlebt.

Wobei man beim Saar Oscar sicher geteilter Meinung sein kann!?

Dafür jetzt Peter Müller.

Und ich denke dass dessen politische Ambitionen eher nicht in diese Richtung gehen.

Dirk van den Boom:

Das denke ich auch. Bei einem Haushalt von rund 3 Mrd. Euro und einer Verschuldung von mehr als 10 Mrd. kann man sowieso nicht sehr ambitioniert sein.

TERRACOM:

Was plant der Autor Dirk van den Boom nach seinem monumentalen Werk "Kaiserkrieger"?

Dirk van den Boom:

Gute Frage. Nächste Frage.

Im Ernst:

Ich habe noch einen bereits fertiggestellten Roman, der aber der Überarbeitung bedarf (eine Space Opera mit Krimi-Elementen) und einen angefangenen Roman, der wieder mehr in Richtung Military SF geht. Beides sind aber Einzelromane.

Ich glaube, nach den sechs Romanen für die Kaiserkrieger wird mir erstmal die Puste fehlen.

TERRACOM:

Das ist verständlich.

Vor den „Kaiserkriegern“ warst und bist Du als Schriftsteller schon länger tätig und hast eine ganze Menge Publikationen vorzuweisen.

Besonders im Atlantis und Mohlberg Verlag hast Du ja für einige Serien Romane geschrieben:

Raumkreuzer Ikarus, Sigam Agleon, RexCorda.

Dirk van den Boom:

Rettungskreuzer bitte :P

Und Sigam Agelon gehört zum Rex-Corda-Universum, das war ja ein Spin-Off.

**TERRACOM:**

Sorry, natürlich Rettungskreuzer!

Im Mohlberg Verlag ist im Februar(2010) „Ein Toter soll nicht sterben“ aus der Rex Corda Serie verlegt worden.

Wird die nächsten Jahre in dieser Richtung weiter hin von Dir zu lesen sein, oder konzentrierst, Du Dich lieber auf eigene Projekte als die Tentakeltrilogie die im SF-Military Bereich anzusiedeln ist.

Dirk van den Boom:

Also, ich war jahrelang nur Serienautor und habe dann bewusst versucht, mich davon abzunabeln.

Sowohl die Tentakeltrilogie wie auch die "Kaiserkrieger" sind dafür die Beispiele. Aber ich schreibe weiter Serienmaterial, warum auch nicht?

Es geht mir ja nicht um den Bruch mit der Vergangenheit, sondern um meine Weiterentwicklung.

TERRACOM:

Durch verschiedene Vorlieben zum Beispiel auf SF Covern und auch durch gewisse Deiner Äußerungen in diversen SF Foren wirst Du auch gerne als der oder einer „Tentakel, Titten und Raumschiffe“ bezeichneten Fraktion zugeschrieben. Was reizt Dich besonders an dieser Unterart der Science Fiction.

Und warum favorisierst Du diese vor anderen?

Dirk van den Boom:

Ich provoziere gerne damit, das muss ich erstmal zugeben. Ich bin aufgrund meiner beruflichen Tätigkeit oft mit sehr komplexen Themen befasst, zum Teil globalen Problemen und Herausforderungen, zu denen ich eine Meinung abzugeben habe. Wenn ich dann zur Entspannung lese, kann und will ich mich nicht mit noch mehr Problemlagen auseinandersetzen und gesellschaftlich-philosophische Exkurse ertragen müssen. Es muss krachen und gut voran gehen, denn ich will mich bedudeln lassen, bin ein großer Freund des literarischen Eskapismus.

TERRACOM:

Als Mitherausgeber der im Atlantis Verlag erschienen Weltraumkrieger Anthologie unterstreichst Du obige Vorliebe.

Kann man weitere Anthologien unter Deiner Regie beim Atlantis Verlag erwarten?

Dirk van den Boom:

Da gibt es eine definitive Antwort: Nein. Außer einer weiteren Anthologie mit Ikarus-Stories, die zur Zeit in Arbeit ist: Nein. Ich bin kein Freund der Kurzgeschichte und werde es wohl auch nie werden.

TERRACOM:

Zum Schluss begeben wir uns wiederum in unsere Heimat das Saarland Wie und warum hat es Dich in dieses kleine Bundesland verschlagen?

Dirk van den Boom:

Nach Ende meines Studiums in Münster

ergab sich ein Stellenangebot an der Universität des Saarlandes. Ich bin also sozusagen dem Ruf des Geldes gefolgt.

TERRACOM:

Gerade wegen Deiner nicht schriftstellerischen Arbeit wäre doch eine zentralere Lage Deutschlands zu bevorzugen!?

Dirk van den Boom:

Schreiben kann man überall J

TERRACOM:

Die Geschichte des römischen Imperiums interessierte mich auch schon früher und gerade in unserer Region sind viele Überbleibsel aus dieser Zeit zu finden.

Der Zusammenbruch des römischen Reiches steuerte über kurz oder lang (Karl der Große und Teilung des Reiches) zur Staatenbildung Frank(en)reich – Deutschland.

Und damit zu einem Jahrhundert dauernden Konflikt.

Was dazu führte das das Saarland oder Teile davon mal zu diesem Mal zu jenem Land gehörten.

Was sicher die saarländische Mentalität geprägt hat.

Wie bist Du mit dieser Mentalität oder Lebensart zu Recht gekommen?

Unterscheidet sie sich sehr der andern in Deutschland?

**Dirk van den Boom:**

Oh ja. Ich bin in Norddeutschland aufgewachsen, wo man doch eher eine kühle Herzlichkeit pflegt.

Dann habe ich gut zehn Jahre in Westfalen gelebt, das auch als eher spröde Region gilt.

Ins Saarland zu kommen, war durchaus erst einmal ein Kulturschock.

Ich möchte jedoch behaupten, dass ich ihn gut verkraftet habe.

Die Saarländer machen es einem da ja auch leicht.

Sie tolerieren die zugereisten Leute aus dem Reich, so lange sie keine Pfälzer sind :)

TERRACOM:

Was gefällt Dir am besten in diesem Land?

Dirk van den Boom:

Es ist sehr vielfältig, trotz der geringen Ausdehnung.

Man kommt überall gut hin, ohne mitten im Trubel zu sitzen – Frankreich, Luxemburg, ganz schnell nach Paris, nach Belgien, schnell nach Frankfurt (für mich besonders wichtig).

Und dabei bleibt aber die Ruhe und manchmal auch Betulichkeit der Provinz. Das kann ein sehr angenehmer Kontrast sein.

TERRACOM:

Ja, das ist richtig. Und die Nähe Luxembourgs ist für das Saarland sicher ein Glücksfall.

Für mich übrigens auch da ich da schon länger arbeite J

Möglich das hätte sich die Mehrheit der Bevölkerung für den Saarstatut 1955 entschieden (eine Autonomie des Landes) uns Saarländern ein ähnlichen Staus wie den Luxemburgern beschieden ...

Dirk van den Boom:

Möglicherweise wäre dann Saarbrücken zum Sitz der EU-Institutionen geworden. Aber es hat halt nicht sollen sein...

TERRACOM:

Und was magst Du am wenigsten?

Dirk van den Boom:

Wenn ich irgendwo hin komme – an einem Mittwoch oder Donnerstag morgen – und etwas will und die Antwort auf meine Frage ist: "Jo, das wird die do Woch nischt mehr!"

TERRACOM:::

Konntest Du Dich mit gewissen saarländischen „Bräuchen“ anfreunden?

Dirk van den Boom:

Ich glaube eher, ich mache es den Saarländern nicht immer leicht, sich mit mir anzufreunden.

Außer einem gelegentlichen "Ei gudd!", das mir entfährt, halte ich nämlich fanatisch an meinem Hochdeutsch fest :)

TERRACOM:

Witzig ist zum Beispiel als ich meinen Grundwehr Dienst in Bayern (Roth bei Nürnberg) doch einige Urbayern sich wunderten warum wir Saarländer Deutsch sprächen.

Das war 1980.

Wie war Deine Meinung zum Saarland bevor Du dort hin gezogen bist?

Wusstest Du, wenn überhaupt, etwas darüber ;-)

Wobei Maggi und Lyoner auch im "Reich" bekannt sein dürften.

Dirk van den Boom:

Ich muss ehrlich sagen, dass ich vor meinem Umzug gar keine Meinung hatte. Ich bin völlig vorurteilsfrei ins Saarland gekommen. Und da ich hier sehr schnell viele nette Leute kennen gelernt habe, war auch der Kulturschock begrenzt.

**TERRACOM:**

Ich denke mal dass sich das Saarland für die meisten Nichtsaarländer auf Saarbrücken beschränkt.

Und vielleicht noch Kohle und Stahl.

Wobei dieses Klischee heute nicht mehr stimmt.

Aber das Saarland hat viel mehr zu bieten, besonders in den entlegeneren Ecken und Dörfchen. Die fast alle eine abweichende Mentalität und auch einen unterschiedlichen Dialekt haben.

Zum Beispiel wird in meiner Heimat, oben in der Merziger Ecke, Moselfränkisch gesprochen, in der Saarbrücker Gegend aber Rheinfränkisch.

Kennst Du nur die Umgebung Deines Wohnortes oder bist Du auch mit anderen Gegenden des Saarlandes vertraut? Wenn ja welche interessanten Dinge fallen dir da spontan ein?

Dirk van den Boom:

Ich bin sehr viel im Saarland herumgekommen, da ich auch lokale Projekte aus der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik betreue.

Ich kenne viele der kleineren Ortschaften, sowie alle der größten Städte. Ich muss ehrlich sagen, und ich darf hier um Gnade in den Augen der Saarländer bitten, dass ich viele kleinere Dörfer mit ihren monotonen Durchgangsstraßen und der oft langweiligen Einheitsbauweise der Häuser eher langweilig finde. Aber ich bin auch sowieso ein Kind der Großstadt. Man muss mir das bitte verzeihen.

TERRACOM:

In der "saarländischen Sprache" sind auch noch viele Wörter und Ausdrücke aus dem französischen zu finden, manchmal ein wenig verfremdet.

Zum Beispiel: Rideaux, Kaandel, Flemm, Plümme, Drottwa

Haben diese Ausdrücke Dir anfangs die Verständigung mit den Einheimischen erschwert?

Dirk van den Boom:

Oh ja, vor allem, weil ich so gut wie kein Französisch spreche. Aber ich habe im Zweifel immer Hilfe bekommen.

TERRACOM:

Und den saarländischen Adventskranz kennst du doch!?

Dirk van den Boom:

Na klar :)

TERRACOM:

Vielen Dank Dirk, das Du die Mühe auf Dich genommen hast so ausführlich auf meine sicher teilweise seltsamen Fragen zu antworten.

Ich verabschiede mich jetzt mit Gerd Duddenhöfer auch bekannt als Heinz Becker:

"Jo, geh fortt!" (Rheinfränkisch) oder "Jo, geh fott!" (Moselfränkisch)

Links:

Dirks Blog :
<http://www.sf-boom.blogspot.com/>

Kaiserkrieger Seite :
<http://www.kaiserkrieger.de/>

Tentakelkrieg :
<http://www.tentakelkrieg.de/>

Atlantis Verlag :
<http://www.atlantis-verlag.de/>
<http://atlantisblog.de/blog>

Geschichte des Saarlandes :
http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_des_Saarlandes

Saarländischer Dialekt:
http://de.wikipedia.org/wiki/Saarl%C3%A4ndischer_Dialekt

Saar Statut:
http://de.wikipedia.org/wiki/Abkommen_zwischen_den_Regierungen_der_Bundesrepublik_Deutschland_und_der_Franz%C3%B6sischen_Republik_%C3%BCber_das_Statut_der_Saar

